



KATE QUINN

Unbekannte
JÄGERIN

ROMAN

List

PROLOG

Altaussee, Österreich

Herbst 1945

Sie war es nicht gewohnt, gejagt zu werden.

Vor ihr erstreckte sich glänzend blau der See. Sie saß auf einer Bank, die Hände locker im Schoß, und ließ ihren Blick über das Wasser schweifen. Neben ihr lag eine zusammengefaltete Zeitung. In großen Buchstaben kündeten die Schlagzeilen von Verhaftungen, Todesfällen, bevorstehenden Prozessen, die in Nürnberg stattfinden würden. Die Frau war nie in Nürnberg gewesen, aber sie kannte die Männer, die dort angeklagt wurden. Manche nur dem Namen nach, mit anderen hatte sie Sektgläser klingen lassen. Sie waren alle dem Untergang geweiht. Verbrechen gegen den Frieden. Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Kriegsverbrechen.

Nach welchem Gesetz?, hätte sie am liebsten laut geschrien und mit Fausthieben gegen die Ungerechtigkeit der Anschuldigungen protestiert. *Mit welchem Recht?* Aber der Krieg war vorbei, und nun hatten die Sieger das Recht zu bestimmen, was ein Verbrechen war und was nicht. Was Menschlichkeit war und was nicht.

Was ich getan habe, dachte sie, *das war menschlich. Das war barmherzig.* Aber die Sieger würden dieser Deutung niemals zustimmen. Sie würden in Nürnberg und für alle Zeit ihre Urteile fällen und darüber verfügen, aufgrund welcher Taten, die allesamt dem damals geltenden Recht entsprochen hatten, einem Mann die Schlinge um den Hals gelegt wurde.

Oder einer Frau.

Ihre Hand fuhr unwillkürlich an ihren Hals.

Lauf weg, dachte sie. Wenn sie dich finden und begreifen, was du getan hast, werden sie auch dir einen Strick um den Hals legen.

Aber wohin sollte sie fliehen? Wohin auf dieser Welt, die ihr alles genommen hatte, was sie liebte? Sie war eine Jägerin gewesen, und nun war sie die Beute.

Dann versteck dich, dachte sie. Versteck dich im Unterholz, bis sie an dir vorbeigelaufen sind.

Sie stand auf und lief ziellos am See entlang. Schmerzliche Erinnerungen an den Rusalka-See stiegen in ihr auf, ihre Zuflucht in Polen, zerstört und unerreichbar. Sie zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Sie wusste nicht, wohin sie ging. Nur eines wusste sie: Sie würde auf keinen Fall hier ausharren, starr vor Angst, bis sie kamen und sie auf die Waagschale einer falschen Gerechtigkeit warfen. Nach und nach verfestigte sich ihr Entschluss.

Weglaufen.

Sich verstecken.

Oder sterben.

»Die Jägerin« von Ian Graham

April 1946

Sechs Schüsse.

Sechs Mal drückte sie ab, am Ufer des Rusalka-Sees, ohne jeden Versuch, ihre Tat zu verschleiern. Warum auch? Hitlers Traum vom Großdeutschen Reich war noch nicht ausgeträumt, sie war noch nicht genötigt, sich in ein Schattendasein zu flüchten. Dieses Schicksal lag noch Jahre entfernt. In jener Nacht unter dem polnischen Mond konnte sie tun und lassen, was sie wollte – und so ermordete sie kaltblütig sechs Menschen.

Sechs Schüsse, sechs Kugeln. Sechs Körper, die in das dunkle Wasser des Sees fielen.

Sie hatten sich am Ufer versteckt, zitternd vor Kälte und mit angstvoll aufgerissenen Augen – entkommen aus einem der Güterzüge, die nach Osten rollten, oder Überlebende einer der regelmäßig in der Region durchgeführten »rassischen Säuberungen«. Die dunkelhaarige Frau entdeckte sie, tröstete sie, beteuerte ihnen, sie seien in Sicherheit. Sie nahm sie mit in ihr Haus am See und gab ihnen freundlich lächelnd etwas zu essen.

Dann führte sie sie wieder nach draußen und tötete sie.

Vielleicht blieb sie anschließend noch ein Weilchen stehen, bewunderte den Mond, der sich im Wasser spiegelte, sog den Pulverdampf ein.

Der nächtliche Mord an sechs Menschen auf dem Höhepunkt des Krieges war nicht ihr einziges Verbrechen. Es gab weitere. Die Jagd auf polnische Arbeiter im dichten Wald als eine Art Spiel. Gegen Kriegsende der Mord an einem jungen englischen Kriegsgefangenen, der aus seinem Lager entkommen war. Und niemand weiß, welche anderen Verbrechen noch auf ihrem Gewissen lasten.

Sie nannten sie »die Jägerin«. Sie war die junge Geliebte eines SS-Offiziers im besetzten Polen, Gastgeberin rauschender Feste am See, eine hervorragende Schützin. Vielleicht war sie

die Rusalka, nach der der See benannt war – eine bösertige, todbringende Wasserhexe.

Ich denke an sie, während ich zwischen den Journalisten im Nürnberger Justizpalast sitze und erlebe, wie zäh sich die Verhandlungen dahinschleppen. Die Mühlen der Gerechtigkeit mahlen, wenn auch langsam; die graugesichtigen Männer auf der Anklagebank werden von ihnen zermalmt werden. Aber was ist mit denen aus der zweiten Reihe, denen, die ins Dunkel entkommen, während wir unsere hellen Scheinwerfer auf diesen Gerichtssaal richten? Was ist mit der Jägerin? Bei Kriegsende war sie verschwunden. Es lohnte sich nicht, sie zu verfolgen, an ihren Händen klebte nur das Blut von einem guten Dutzend Menschen, und es galt, Mörder aufzuspüren, die Millionen auf dem Gewissen hatten. Von ihrer Sorte gab es viele: kleine Fische, nicht wert, dass man die Netze nach ihnen auswarf.

Wo werden sie in Zukunft leben?

Wohin ist die Jägerin verschwunden?

Und: Wird jemand die Verfolgung aufnehmen?

Kapitel 1

JORDAN

*Selkie Lake, drei Stunden westlich von Boston
April 1946*

»Wer ist sie, Dad?«

Jordan McBride hatte sich den Zeitpunkt für ihre Frage genau überlegt. Ihr Vater, der gerade zum Wurf angesetzt hatte, zuckte erwartungsgemäß zusammen, und die Angelschnur sauste nicht über den See, sondern verfing sich im Geäst eines ausladenden Ahornbaums. Jordans Kamera klickte und fing seinen bestürzten Gesichtsausdruck ein. Dan McBride stieß ein paar derbe Flüche aus, befahl ihr, sie umgehend zu vergessen, und Jordan sagte »Ja, Sir!« und amüsierte sich königlich.

Natürlich kannte sie alle seine Flüche auswendig. Das passierte unweigerlich, wenn man als Tochter eines Witwers an sonnigen Frühlingswochenenden zum Angeln mitfuhr, anstelle des Sohnes, den es nicht gab. Jordans Vater, der am Ende eines schmalen Landungssteigs gesessen hatte, stand auf und befreite seine Angelschnur. Jordan hob ihre Leica, um seine dunkle Silhouette vor dem Hintergrund von Laub und Wasser auf Film zu bannen. Später, in der Dunkelkammer, würde sie ein bisschen herumexperimentieren. Vielleicht bekam sie es hin, dass die Blätter auf dem Bild ein wenig unscharf wurden, damit sie so aussahen, als ob sie sich tatsächlich bewegten ...

»Sag schon, Dad«, bekniete sie ihn. »Erzähl mir von der mysteriösen Unbekannten!«

Dad rückte seine verblichene Red-Sox-Kappe zurecht. »Wer sagt denn, dass es eine mysteriöse Unbekannte gibt?«

»Deine Angestellte hat ausgeplaudert, dass du an den Abenden, an denen du angeblich bis in die Puppen arbeiten musstest, eine Frau zum Essen ausgeführt hast.« Jordan hielt den Atem an. Hoffentlich stimmte es. Ihr Vater hatte schon so lange keine Verabredung mehr gehabt. Wenn er und Jordan, was selten genug vorkam, sonntags in die Kirche gingen, winkte ihm so manche Dame mit ihren behandschuhten Fingerspitzen neckisch zu, aber zu Jordans Enttäuschung schien Dad nie interessiert.

»Ach, das hat überhaupt nichts zu sagen ...« Dad druckste verlegen herum, aber Jordan glaubte ihm kein Wort. Ihr Vater und sie waren sich sehr ähnlich. Sie hatte genügend Fotos geschossen, um die äußeren Merkmale zu erkennen: eine klassische Nase, gerade Augenbrauen, dunkelblondes Haar, das bei ihm von der Baseballkappe verdeckt wurde und bei ihr als lockerer Pferdeschwanz darunter hervorquoll. Mit ihren knapp achtzehn Jahren hatte sie mittlerweile sogar seine Körpergröße erreicht, und das bedeutete, sie war groß für ein Mädchen. Aber die Ähnlichkeit ging weit über das Körperliche hinaus; Jordan kannte ihren Vater in- und auswendig. Nachdem sie mit sieben Jahren ihre Mutter verloren hatte, waren sie beide allein geblieben, und sie wusste genau, wann Dan McBride Anstalten machte, ihr etwas Wichtiges mitzuteilen.

»Raus damit, Dad«, verlangte sie streng.

»Sie ist Witwe«, gestand Dad endlich. Zu Jordans Entzücken wurde er dabei rot. »Mrs Weber ist vor drei Monaten zum ersten Mal in den Laden gekommen.« Unter der Woche stand ihr Vater in Anzug und Weste routiniert und fachkundig in einer Seitenstraße der Newbury Street hinter der Verkaufstheke von *McBride's Antiques*. »Sie war gerade aus Boston hergezogen und verkaufte ihren Schmuck, um sich über Wasser zu halten. Ein paar Goldkettchen und Medaillons, nichts Ungewöhnliches, aber sie besaß außerdem eine Kette aus grauen Perlen, ein schönes Stück. Sie hat sich sehr zusammengerissen, aber als es darum ging, sich von den Perlen zu trennen, brach sie in Tränen aus.«

»Lass mich raten. Du hast sie ihr sehr galant zurückgegeben und ihr für die anderen Schmuckstücke einen höheren Preis geboten, sodass sie mit dem erhofften Betrag in der Tasche den Laden verließ.«

Dad holte die Angelschnur ein. »Sie verließ den Laden auch mit einer Einladung zum Essen.«

»Sieh mal einer an, du Schwerenöter! Und weiter?«

»Sie ist Österreicherin, aber sie hat in der Schule Englisch gelernt und spricht es fast fehlerfrei. Ihr Mann ist 1943 als Soldat gefallen ...«

»Auf welcher Seite?«

»Solche Dinge sollten keine Rolle mehr spielen, Jordan. Der Krieg ist vorbei.« Dad befestigte einen neuen Köder an der Schnur. »Sie hat eine Aufenthaltserlaubnis für Boston, aber es war dort schwierig für sie. Sie hat eine kleine Tochter ...«

»Eine Tochter?«

»Ruth. Vier Jahre alt, spricht kaum ein Wort. Aber sehr niedlich.« Er zupfte übermütig an Jordans Kappe. »Du wirst sie mögen.«

»Dann ist es also schon was Ernstes«, staunte Jordan. Ihr Vater hätte das Kind dieser Frau nicht kennengelernt, wenn es ihm nicht ernst wäre. Aber wie ernst?

»Mrs Weber ist eine feine Frau.« Dad warf die Angelschnur aus. »Ich möchte sie nächste Woche zu uns zum Essen einladen, sie und Ruth. Ein Abendessen zu viert.«

Er blickte seine Tochter besorgt von der Seite an. Und tatsächlich war Jordan ein kleines bisschen irritiert, das musste sie sich eingestehen. Zehn Jahre hatte es nur sie und Dad gegeben, sie waren Freunde gewesen, hatten eine Beziehung gehabt, wie sie nur wenige von ihren Freundinnen zu ihren Vätern hatten. Doch es war nur ein kleiner Stich Eifersucht, viel wichtiger war das Gefühl von Erleichterung. Dad brauchte eine Frau in seinem Leben, das wusste Jordan seit Jahren. Eine Frau, mit der er reden konnte, die

ihn ausschimpfte, wenn er seinen Spinat nicht aufaß. Eine andere Frau, außer seiner Tochter, an die er sich anlehnen konnte.

Wenn es noch einen weiteren Menschen in seinem Leben gibt, wird er sich vielleicht nicht mehr so stur weigern, dich aufs College gehen zu lassen, flüsterte eine leise Stimme in ihrem Kopf, die sie schnell verscheuchte. Im Moment zählte nur Dad – sie sollte sich für ihn freuen und nicht darauf hoffen, dass sich die Dinge zu ihren Gunsten entwickeln könnten. Und sie freute sich ehrlich für ihn. Seit Jahren fotografierte sie ihn, aber ganz gleich, wie breit er in die Kamera lächelte – wenn die scharfen Falten in seinem Gesicht wie von Geisterhand aus der Entwicklerflüssigkeit auftauchten, kam ihr immer nur ein Wort in den Sinn: *einsam*.

»Ich bin so gespannt darauf, sie kennenzulernen«, beteuerte sie aufrichtig.

»Sie kommt am nächsten Mittwoch um sechs mit Ruth zu uns.« Mit Unschuldsmiene fuhr er fort: »Du kannst Garrett ebenfalls einladen, wenn du willst. Er gehört ja auch zur Familie oder könnte es ...«

»Du kannst den Zaunpfahl wieder wegstecken, Dad.«

»Er ist ein netter Kerl. Und seine Eltern lieben dich.«

»Sein Dienst bei der Air Force ist gerade erst zu Ende, und er geht bald aufs College. Es könnte doch sein, dass er keine Zeit für seine Highschool-Freundin hat. Aber du könntest mich ja mit ihm auf die Uni Boston schicken. Die Fotografietermine dort ...«

»Netter Versuch, Missy.« Dads Blick wanderte auf den See hinaus. »Die Fische beißen nicht an.« *Und ich auch nicht*, hieß das.

Taro, Jordans schwarze Labradorhündin, hob die Schnauze von ihrem Sonnenplätzchen, als Jordan und ihr Vater über den Steg zum Ufer zurückgingen. Jordan machte noch schnell einen Schnappschuss von den beiden Schatten, die sich Seite an Seite über die vom Wasser verzogenen Holzplanken bewegten, und fragte sich, wie vier Schattengestalten wohl aussehen würden. Sie dachte an die unbekannte Mrs Weber. *Bitte*, flehte sie innerlich, *bitte mach, dass ich dich mag*.

Eine schmale Hand hob sich ihr entgegen, und blaue Augen lächelten. »Wie schön, dass wir uns endlich kennenlernen.«

Jordan ergriff die Hand der Frau, die ihr Vater gerade ins Wohnzimmer geführt hatte. Anneliese Weber war klein und schlank, sie trug das dunkle Haar zu einem glänzenden Nackenknoten geschlungen, und ihr einziger Schmuck bestand aus einer grauen Perlenkette. Ein dunkel geblühtes Kleid und ausgebesserte, aber makellos saubere Handschuhe vermittelten den Eindruck diskreter Eleganz mit leichten Verschleißerscheinungen. Sie hatte ein junges Gesicht – laut Dad war sie achtundzwanzig –, aber in ihrem Blick lag etwas, das sie älter wirken ließ. Das war nicht verwunderlich, denn schließlich musste sie sich als Kriegerwitwe mit einem kleinen Kind in einem fremden Land ein neues Leben aufbauen.

»Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen«, erwiderte Jordan und meinte es ehrlich. »Und das muss Ruth sein.« Das Kind neben Anneliese Weber war herzallerliebste – blonde Zöpfe, ein blauer Mantel und ein ernstes kleines Gesichtchen. Jordan streckte ihr die Hand entgegen, aber Ruth wich erschrocken zurück.

»Sie ist schüchtern«, entschuldigte sich Anneliese. Sie hatte eine klare, dunkle Stimme und sprach fast ohne deutschen Akzent. »Ruth hat sehr unruhige Zeiten durchgemacht.«

Jordan lächelte die Kleine an. »In deinem Alter habe ich fremde Leute auch nicht gemocht.« Das stimmte nicht, aber etwas an Ruths ängstlicher Miene weckte in ihr den Wunsch, der Kleinen die Anspannung zu nehmen. Und sie bekam große Lust, Ruth zu fotografieren. Die runden Wangen und blonden Zöpfe ergäben ein wundervolles Motiv.

Dad nahm den Besucherinnen die Mäntel ab, und Jordan lief in die Küche, um nach dem Hackbraten zu sehen. Als sie wiederkam, hatte ihr Vater den Gästen bereits etwas zu trinken angeboten. Ruth saß mit einem Glas Milch auf der Couch, Anneliese Weber nippte an ihrem Sherry und sah sich im Zimmer um. »Ein hübsches Zuhause. Du bist sehr jung dafür, dass du deinem Vater das Haus führst, Jordan, aber du machst es sehr gut.«

Nett von ihr, dass sie schwindelt, dachte Jordan angenehm überrascht. Im Haus der McBrides herrschte immerzu Unordnung. Es war ein enges dreistöckiges Brownstone-Haus in Süd-Boston. Die Treppen waren steil, die Sofas zerschlissen und bequem, die Teppiche lagen immer leicht schief. Wie sie da kerzengerade vor ihnen saß, jedes Haar an seinem Platz, wirkte Anneliese Weber nicht gerade wie eine Frau, die etwas für schiefe Dinge übrig hatte, aber sie nickte beifällig.

»Ist das von dir?« Sie stand auf und trat näher an eine Fotografie vom Boston Common heran, auf der der nebelverhangene Park in einem Winkel aufgenommen war, durch den er sich in eine Traumlandschaft verwandelte. »Dein Vater hat mir erzählt, dass du eine ... wie sagt man? ... eifrige Knipserin bist.«

Jordan grinste. »Ja, das stimmt. Darf ich Sie nachher fotografieren?«

»Ermutige sie nicht.« Dad legte Anneliese fürsorglich die Hand auf den Rücken und führte sie zur Couch zurück. »Jordan bringt schon viel zu viel Zeit damit, durch ein Objektiv zu starren.«

»Besser als in den Spiegel oder auf eine Filmleinwand«, erwiderte Anneliese unvermutet. »Junge Mädchen sollten sich mit mehr beschäftigen als mit Lippenstift und Gekicher, oder sie werden mit der Zeit immer kindischer und alberner. Nimmst du Unterricht?«

»Wann immer ich kann.« Seit ihrem vierzehnten Lebensjahr hatte Jordan jede sich bietende Gelegenheit ergriffen, um Fotografiekurse zu besuchen, die sie von ihrem Taschengeld bezahlte, oder sich in Collegeseminare geschlichen, wenn sie einen Professor fand, der die Anwesenheit eines schlaksigen Teenagers in einer der hinteren Bänke belustigt duldete. »Ich nehme Unterricht, ich bringe mir selbst Verschiedenes bei, ich übe ...«

»Wenn man etwas gut beherrschen will, muss man es ernst nehmen«, sagte Anneliese. In Jordans Brust breitete sich ein warmes Gefühl aus. *Ernst. Gut.* Dad sagte nie so etwas über ihre Bilder.

»Mit einer Kamera herumfuchtel«, nannte er es kopfschüttelnd.
»Na, du wirst schon noch aus diesem Fimmel herauswachsen.«

Ich werde da bestimmt nicht herauswachsen, hatte Jordan mit fünfzehn protestiert. *Ich werde die nächste Margaret Bourke-White.*

Margaret wer?, hatte ihr Vater lachend gefragt. Er hatte freundlich und nachsichtig gelacht, aber er hatte gelacht.

Anneliese lachte nicht. Sie sah sich Jordans Fotos an und nickte anerkennend. Zum ersten Mal gestattete sich Jordan, das Wort Stiefmutter zu denken.

Im Esszimmer, wo Jordan mit dem guten Porzellan gedeckt hatte, stellte Anneliese Dad interessierte Fragen nach seiner Arbeit im Antiquitätengeschäft, während er ihr die besten Stücke auf den Teller lud. »Ich kenne eine ausgezeichnete Methode, wie man farbiges Glas zum Glänzen bringt«, sagte sie, als er über einen Satz Tiffany-Lampen sprach, den er bei einer Haushaltsauflösung erworben hatte. Sie korrigierte unauffällig Ruths Griff um die Gabel und hörte gleichzeitig aufmerksam zu, als Jordan vom Frühjahrsball an ihrer Schule berichtete, der in Kürze stattfinden würde. »Ein so hübsches Mädchen wie du hat doch sicher einen Verehrer.«

»Garrett Byrne«, antwortete ihr Vater, bevor Jordan den Mund aufmachen konnte. »Ein netter junger Mann, hat sich im Krieg als Pilot gemeldet. Du wirst ihn am Sonntag kennenlernen, falls du dich uns beim Kirchgang anschließen möchtest.«

»Das würde ich sehr gern. Ich habe mich so bemüht, in Boston Freunde zu finden und Nachbarn kennenzulernen. Geht ihr jede Woche in die Kirche?«

»Natürlich.«

Jordan hüstelte in ihre Serviette. Sie und Dad besuchten den Gottesdienst nur selten. Und nun saß er am Kopf der Tafel und glühte förmlich vor Frömmigkeit. Anneliese lächelte und schaute nicht weniger fromm drein, und Jordan saß stumm dabei und sann darüber nach, warum frisch verliebte Paare sich einander immer von ihrer besten Seite zeigten. Das beobachtete sie jeden Tag im Klassenzimmer, und anscheinend benahm sich die ältere

Generation auch nicht anders. Vielleicht eignete sich das Thema sogar für eine Fotoserie: Liebespaare aller Generationen, mit Schwerpunkt auf den Ähnlichkeiten, die unabhängig vom Alter auftraten. Mit den richtigen Überschriften und Bildlegenden wäre ein solches Projekt vielleicht sogar so interessant, dass sie es einer Zeitschrift oder Zeitung anbieten könnte ...

Der Tisch wurde abgeräumt und der Kaffee serviert. Jordan schnitt die Boston Cream Pie auf, die Mrs Weber mitgebracht hatte. »Aber eigentlich weiß ich nicht, warum ihr sie Pie nennt«, sagte die Besucherin mit einem Funkeln in den blauen Augen. »Das ist ein Kuchen, keine Pastete, und einer Österreicherin kann man nichts anderes weismachen. Wir in Österreich wissen, was ein Kuchen ist.«

»Sie sprechen so gut Englisch!«, sagte Jordan voller Bewunderung. Ob das für Ruth auch galt, hatte sie noch nicht herausfinden können. Das Mädchen hatte bisher kein Wort gesprochen.

»Ich habe Englisch in der Schule gelernt. Und mein Mann hat es beruflich gebraucht, ich habe mit ihm geübt.«

Jordan lag die Frage auf der Zunge, wie Anneliese ihren Mann verloren hatte, aber ihr Vater warf ihr einen warnenden Blick zu. Er hatte schon vorher klare Anweisungen gegeben: »Du wirst Mrs Weber nicht nach dem Krieg oder ihrem Mann fragen. Sie hat deutlich zu verstehen gegeben, dass es eine leidvolle Zeit für sie war.«

»Aber wollen wir nicht alles über sie erfahren?« Sosehr Jordan ihrem Vater auch wünschte, dass er eine liebende Partnerin an seiner Seite hätte, musste es doch die richtige sein. »Was ist falsch daran?«

»Menschen müssen nicht ihre alten Wunden offenbaren oder ihre schmutzige Wäsche waschen, nur weil du alles über sie wissen willst«, hatte Dad gesagt. »Niemand will über einen Krieg reden, den er gerade durchlitten hat, Jordan McBride. Hör also auf, an Stellen herumzustochern, wo du Gefühle verletzt, und bitte auch keine wilden Geschichten.«

Bei diesen Worten war Jordan rot geworden. *Wilde Geschichten* – das war eine schlechte Angewohnheit, die auf die Zeit vor zehn Jahren zurückging. Als ihre Mutter, an die sie sich kaum noch erinnerte, ins Krankenhaus eingeliefert worden war, hatte man die siebenjährige Jordan zu einer wohlmeinenden, aber unbedarften Großtante verfrachtet, die zu ihr nur gesagt hatte: *Deine Mutter ist weggegangen*. Wohin, hatte sie nicht gesagt. Folglich hatte sich Jordan jeden Tag eine neue Geschichte ausgedacht: *Sie ist Milch holen gegangen*. *Sie ist zum Friseur gegangen*. Und als ihre Mutter dann immer noch nicht zurückkam, wurden die Geschichten immer märchenhafter: *Sie ist auf einen Ball gegangen, wie Aschenputtel*. *Sie ist nach Kalifornien gegangen, um Filmstar zu werden*. Bis ihr Vater eines Tages weinend nach Hause gekommen war und *Deine Mutter ist zu den Engeln gegangen* gesagt hatte. Jordan hatte nicht verstanden, warum nun ausgerechnet diese Geschichte die echte sein sollte, und wieder eine eigene erfunden. »Jordan und ihre wilden Geschichten«, hatte ihre Lehrerin einmal scherzhaft zu ihrem Vater gesagt. »Warum muss sie denn immer was erfinden?«

Weil mir niemand die Wahrheit gesagt hat, hätte Jordan antworten können. *Weil niemand gesagt hat: Sie ist krank, und du darfst sie nicht besuchen, weil du dich anstecken könntest. Um die Lücke zu füllen, habe ich mir schönere Geschichten ausgedacht*.

Vielleicht hatte sie sich auch deshalb mit neun Jahren so begeistert auf ihre erste Kodak gestürzt. In Fotografien gab es keine Lücken; es war nicht nötig, sie mit Geschichten zu füllen. Mit der Kamera musste sie nichts erfinden, sie konnte die Wahrheit sagen.

Jordans Gedanken wurden von Taro unterbrochen, die ins Esszimmer tapste. Zum ersten Mal kam Leben in die kleine Ruth. »*Hund!*«, rief sie auf Deutsch.

»Englisch, Ruth!«, mahnte ihre Mutter, aber Ruth saß bereits auf dem Boden und streckte schüchtern die Hand aus.

»*Hund*«, flüsterte sie noch einmal und streichelte Taros Ohren. Jordan wurde es warm ums Herz. »Ich möchte ein Foto machen«, verkündete sie, rutschte von ihrem Stuhl und holte die Leica. Als

sie zurückkam und den Auslöser betätigte, hatte Ruth Taro auf den Schoß gezogen, und Anneliese erklärte mit leiser Stimme: »Wenn dir Ruth sehr still vorkommt und schreckhaft ist oder sich seltsam benimmt ... Du musst wissen, dass wir in Altaussee am See eine sehr verstörende Begegnung hatten. Eine Flüchtlingsfrau hat versucht, uns zu berauben. Seitdem ist Ruth argwöhnisch und vertraut fremden Menschen nicht mehr ohne weiteres.« Mehr wollte sie offenbar nicht erzählen. Jordan schluckte ihre Fragen hinunter, bevor Dads warnender Blick sie traf. Außerdem hatte er völlig recht mit seinem Hinweis, dass Anneliese Weber nicht die Einzige war, die nicht über den Krieg sprechen wollte; keiner sprach gern darüber. Anfangs hatten alle groß gefeiert, aber nun wollten alle am liebsten vergessen. Jordan konnte es selbst kaum fassen, dass letztes Jahr um diese Zeit im Radio noch Kriegsberichte gesendet worden waren und Flaggen aus den Fenstern hingen, dass Privatleute Gemüsegärten angelegt hatten und die Jungen auf der Highschool darüber diskutierten, ob wohl alles vorbei sein würde, bevor sie alt genug für den Militärdienst wären.

Anneliese sah lächelnd auf ihre Tochter hinab. »Der Hund mag dich, Ruth.«

»Sie heißt Taro«, sagte Jordan, während sie die Kamera auf das kleine Mädchen richtete, das die sommersprossige Nase gegen die feuchte Hundeschnauze drückte, und ein Bild nach dem anderen knipste.

»Taro«, artikuliert Anneliese langsam. »Was ist das für ein Name?«

»Von Gerda Taro, der ersten Fotografin, die den Krieg direkt an der Front dokumentiert hat.«

»Und sie ist dabei umgekommen, reden wir also nicht weiter über Frauen, die in Kriegsgebieten Bilder machen«, funkte Dad dazwischen.

»Ich würde gerne ein paar Bilder von euch beiden machen ...«

»Bitte nicht.« Anneliese wandte das Gesicht ab. »Ich mag es gar nicht, fotografiert zu werden.«

»Nur ein Familienschnappschuss«, beruhigte Jordan sie. Sie hatte wenig für künstliche Posen übrig und bevorzugte spontane Aufnahmen. Durch Stative und Scheinwerfer wurden kamerascheue Menschen noch verkrampfter; sie setzten dann eine Maske auf, und die Aufnahme wurde unecht. Jordan hielt sich am liebsten unauffällig in der Nähe der Menschen auf, die sie interessierten, bis diese vergaßen, dass sie da war, und sich entspannten, ihr wahres Ich zeigten. Das wahre Ich konnte man vor einer Kamera nicht verstecken.

Anneliese stand auf, um den Tisch abzuräumen. Dad half ihr, und Jordan bewegte sich unaufdringlich durch den Raum und fotografierte. Ruth wurde durch gutes Zureden von Taro weggelockt und trug die Butterdose in die Küche. Danach kam Dad sehr bald auf seine Jagdhütte zu sprechen. »Ein wunderschönes Plätzchen, mein Vater hat sie gebaut. Jordan knipst gern den See, und ich fische und gehe manchmal ein wenig jagen.«

Anneliese ließ die schmutzigen Teller ins Spülwasser gleiten und drehte sich um. »Du jagst?«

Dad sah sie erschrocken an. »Manche Frauen haben etwas gegen den Lärm und das Blut.«

»Ganz und gar nicht.«

Jordan legte die Kamera weg und stellte sich an die Spüle. Anneliese bot an, das Geschirr abzutrocknen, aber Jordan lehnte dankend ab, damit die Besucherin Dads geschickten Umgang mit dem Geschirrtuch bewundern konnte. Welche Frau würde einem Mann widerstehen, der wusste, wie man edles Porzellan abtrocknete!

Bald darauf verabschiedeten sich die Besucher. Dad gab seiner neuen Freundin einen keuschen Kuss auf die Wange, aber sein Arm stahl sich für ein paar Sekunden um ihre Taille. Anneliese drückte auch Jordan herzlich die Hand, und sogar Ruth streckte ihr die Finger entgegen, an denen noch die feuchten Spuren von Taros eifriger Zunge klebten. Mutter und Tochter stiegen in der abendkühlen Frühlingsluft die Treppen hinunter, und Dad

schloss hinter ihnen die Tür. Bevor er etwas fragen konnte, trat Jordan auf ihn zu und küsste ihn auf die Wange. »Ich mag sie, Dad. Ich mag sie wirklich.«

Aber schlafen konnte sie nicht.

Das schmale Brownstone-Haus besaß ein kleines Untergeschoss mit einem separaten Eingang. Jordan musste außen um das Haus herum bis zu der sehr steilen Außentreppe laufen, an deren Fuß sich eine winzige Tür versteckte. Der Kellerraum war schwer zugänglich und dunkel und eignete sich deshalb für ihre Zwecke besonders gut. Als sie mit vierzehn gelernt hatte, wie man Negative entwickelt, hatte Dad ihr erlaubt, sich dort ihre eigene Dunkelkammer einzurichten.

Jordan blieb auf der Schwelle stehen und sog den vertrauten Geruch nach Chemikalien begierig in sich auf. Das hier war ihr Reich, viel mehr als das gemütliche Schlafzimmer im oberen Stockwerk, mit dem Schreibtisch für die Hausaufgaben und dem schmalen Bett. In diesem Keller hörte sie auf, Jordan McBride zu sein, das junge Mädchen mit dem Pferdeschwanz und der Schultasche, und wurde zu J. Bryde, der Profifotografin. J. Bryde, so würde sie sich später einmal nennen, wenn sie eine richtige Fotografin wäre, wie ihre Idole, deren Porträts die Wände der Dunkelkammer zierten: Margaret Bourke-White, mit gezückter Kamera und offensichtlich kein bisschen ängstlich in schwindelnder Höhe auf einem der gewaltigen Wasserspeier des Chrysler Building kniend. Gerda Taro, hinter einem spanischen Soldaten an eine Steinwand gelehnt, den Blick forschend in den Himmel gerichtet.

Normalerweise hätte sich Jordan ein paar Sekunden Zeit genommen, um ihre Heldinnen zu grüßen, aber irgendetwas ließ ihr keine Ruhe. Sie wusste nicht, was, und fing einfach an, ihre Schalen und Chemikalien auszubreiten.

Die Aufnahmen, die sie beim Abendessen gemacht hatte, im Dunkeln aus der Kamera ziehen und in die Entwicklerdose einspulen, Dose ins Entwicklerbad tauchen. Rotlicht anschalten. Re-

gelmäßig das Entwicklerbad kippen. Entwickelte Filmstreifen ins Stoppbad, dann ins Fixierbad legen. Zusehen, wie die Konturen nach und nach geisterhaft in Erscheinung treten. Ruth beim Spielen mit dem Hund, Anneliese Weber, die sich von der Kamera wegdreht. Anneliese von hinten, beim Geschirrspülen. Die Negative im Waschbecken wässern, zum Trocknen mit Klammern an die Wäscheleine hängen. Langsam an der Leine vorbeigehen.

»Wonach suchst du?«, fragte Jordan in die Stille. Sie hatte sich angewöhnt, Selbstgespräche zu führen, wenn sie hier unten allein war. Am liebsten hätte sie zum Gedankenaustausch einen Kollegen gehabt, vorzugsweise einen glutäugigen ungarischen Kriegsberichterstatte. Sie ging noch einmal an der Wäscheleine entlang. »Was ist dir aufgefallen, J. Bryde?« Es passierte nicht zum ersten Mal, dass eine bestimmte Aufnahme sie kribbelig machte, noch bevor sie entwickelt war. Es war, als hätte die Kamera etwas gesehen, das sie selbst nicht wahrgenommen hatte, und dann wurde sie so lange von ihr gepiesackt, bis sie es mit eigenen Augen und nicht nur durch das Objektiv erkannte.

In fünfzig Prozent der Fälle war dieses Gefühl völlig unbegründet.

»Das hier«, hörte Jordan sich auf einmal sagen. Anneliese Weber am Spülbecken, halb der Kamera zugewandt. Jordan kniff die Augen zusammen, aber das Format war zu klein. Sie brauchte ein größeres. Es wurde Mitternacht, doch das kümmerte sie nicht, sie arbeitete weiter, bis der vergrößerte Papierabzug an der Leine hing.

Jordan trat zurück, die Hände in die Hüften gestemmt. »Objektiv gesprochen«, sagte sie, »ist das eine der besten Aufnahmen, die du je gemacht hast.« Der Auslöser der Leica hatte Anneliese in der Bewegung eingefangen, mit der sie sich, eingerahmt vom bogenförmigen Küchenfenster, der Kamera halb zuwandte. Ihr dunkles Haar bildete einen wunderschönen Kontrast zu dem blassen Gesicht. Und doch ...

»Subjektiv gesprochen«, fuhr Jordan fort, »ist diese Aufnahme

verdammt unheimlich.« Dad duldet keine unanständigen Wörter, aber wenn es je einen guten Grund für »verdammt« gegeben hatte, dann jetzt.

Es war der Ausdruck auf dem Gesicht der Österreicherin. Jordan hatte ihr einen ganzen Abend lang gegenübergesessen und nichts als freundliches Interesse und ruhige Würde darin erblickt, aber auf der Fotografie kam eine andere Frau zum Vorschein. Sie trug auch hier ein Lächeln zur Schau, aber kein sympathisches. Ihre Augen waren zu Schlitzeln verengt, und ihre Hände krallten sich wie in einem reflexartigen Todesgriff um das Geschirrtuch. Den ganzen Abend hatte Anneliese sanft, zerbrechlich und damenhaft gewirkt. Hier gar nicht mehr. Hier sah sie attraktiv und aufregend aus und ...

»Grausam.« Das Wort war heraus, bevor Jordan bewusst geworden war, dass sie es dachte. Sie schüttelte den Kopf. Jeder Mensch sah auf Fotos manchmal unvoreilhaft aus. Entweder das Timing war schlecht oder das Licht blendete, und schon wirkte man verschlagen oder sperrte den Mund auf wie ein Idiot. Das Kameraauge log nicht, aber es konnte einen zweifellos in die Irre führen.

Jordan griff nach der Wäscheklammer, mit der der Abzug befestigt war, und begegnete dem rasiermesserscharfen Blick der Fremden. Worüber hatten sie in dem Moment gesprochen? Dad hatte von der Hütte erzählt ...

»Du jagst?«

»Manche Frauen haben etwas gegen den Lärm und das Blut.«

»Ganz und gar nicht.«

Ungehalten zog Jordan an dem Abzug, um ihn wegzuerwerfen. Dad wäre alles andere als angetan. Er würde annehmen, seine Tochter habe das Bild manipuliert, um etwas zu sehen, was nicht existierte. *Jordan und ihre wilden Geschichten.*

Aber ich habe es nicht manipuliert, dachte Jordan trotzig. Genau so hat deine Freundin ausgesehen.

Sie zögerte kurz, dann legte sie das Foto in eine Schublade.

Selbst wenn es in die Irre führte, war es eines der besten, die sie je gemacht hatte. Sie brachte es nicht über sich, das Bild wegzuworfen.

Kapitel 2

IAN

*Köln, Deutschland
April 1950*

Mehr als die Hälfte versuchte zu flüchten.

Eine Zeit lang hielt sein Partner Schritt mit dem Mann. Tony war zwar über zehn Jahre jünger als Ian, aber auch einen halben Kopf kleiner, und mit seinen längeren Beinen lief ihm Ian bei jeder Verfolgung einfach davon. Sie waren hinter einem Mann mittleren Alters her, der verzweifelt einer deutschen Familie auszuweichen versuchte, die mit nassen Handtüchern den Badestrand verließ. Ian spurtete los, spürte, wie sein Hut davonflog, machte sich aber nicht die Mühe, dem Mann zuzurufen, dass er stehen bleiben solle. Diese Leute blieben niemals stehen. Sie würden bis ans Ende der Welt rennen, um ihren Schandtaten zu entfliehen.

Die Familie starrte ihnen verdutzt hinterher. Die Mutter hatte Strandspielzeug im Arm – eine Schaufel, ein rotes Eimerchen mit Sand. Ian drehte ab, riss ihr »Entschuldigung« rufend den Eimer aus der Hand und schleuderte ihn dem Davonrennenden mit voller Wucht direkt vor die Füße. Der Mann stolperte, taumelte und fing sich wieder. In der Zwischenzeit sauste Tony an Ian vorbei und warf den Fliehenden mit einem Hechtsprung zu Boden. Während die beiden zu Boden gingen, kam Ian zum Stehen. Er hob den Eimer auf und reichte ihn der erschrockenen Mutter mit einer Verbeugung und einem angedeuteten Lächeln zurück. Als er sich umdrehte, sah er, dass sich der Mann winselnd auf dem Boden krümmte.

»Ein Fausthieb wäre nicht nötig gewesen«, sagte Ian missbilligend.

»Den hat die Last seiner Sünden umgehauen, nicht meine Faust.« Ians Partner richtete sich auf. Tony Rodomowsky, sechsundzwanzig Jahre alt, mit gebräunter Haut und dunklen Augen, hatte die intensive Ausstrahlung eines Südeuropäers und zugleich die lässige Arroganz eines Yankees. Ian war dem jungen Sergeant mit polnisch-ungarischen Vorfahren zum ersten Mal nach dem Krieg begegnet; aufgewachsen war der junge Mann in Queens.

»Schöner Curveball mit dem Eimer«, fuhr Tony gut gelaunt fort. »Sag nicht, du warst Pitcher bei den Yankees.«

»Bowler in Harrow beim Schulmatch '29.« Ian hob seinen ramponierten Filzhut auf und drückte ihn sich auf den dunklen Haarschopf, der seit Omaha Beach von grauen Strähnen durchzogen war. »Übernimmst du?«

Tony sah auf den Mann hinab. »Was meinen Sie, Sir? Sollen wir unsere Unterhaltung fortsetzen, bei der ich zuletzt auf einen gewissen Wald in Estland und Ihre diversen Aktivitäten dort zu sprechen kam und Sie es vorzogen zu flüchten?«

Der Mann fing an zu weinen, und Ians Blick wanderte auf den blau glitzernden See hinaus. Wie üblich stellte sich ein Gefühl der Enttäuschung ein, das er niederkämpfen musste. Der Mann, der da in Tränen aufgelöst am Boden lag, war SS-Sturmbannführer in der Einsatzgruppe D gewesen und hatte 1941 in Estland die Erschießung von hundertfünfzig Menschen angeordnet. *Mehr als hundertfünfzig*, dachte Ian. Hunderttausende hatten die Todeschwadronen in flachen Gräben niedergemetzelt. Doch über einhundertfünfzig von ihnen gab es Dokumente, die in Ians Wiener Büro lagerten: Zeugenaussagen zweier Überlebender mit zitternden Händen, denen die Flucht gelungen war. Einhundertfünfzig reichten aus, um dieses Ungeheuer vor Gericht zu bringen.

Momente wie dieser hätten glorreich sein sollen, aber sie waren es nie. Die Monster sahen in natura immer so gewöhnlich, so erbärmlich aus.

»Ich habe das nicht getan«, würgte der Mann zwischen Tränen hervor. »Diese Dinge, von denen Sie reden.«

Ian schaute ihn nur an.

»Ich habe nur das getan, was andere auch getan haben. Was mir befohlen wurde. Es war legal ...«

Ian kniete sich neben ihn und schob ihm einen Finger unters Kinn. Wartete, bis der Blick aus den rot geränderten Augen seinen traf. »Ihre Befehle interessieren mich nicht«, sagte er ruhig. »Es interessiert mich nicht, ob das damals legal war. Ihre Entschuldigungen interessieren mich nicht. Sie sind ein kriecherischer Speichellecker mit Blut an den Händen, und ich will, dass Sie vor den Richter kommen.«

Der Mann wandte den Kopf zur Seite. Ian stand auf und schluckte die auflodernde Wut hinunter, bevor sie aus ihm herausbrach. Es war immer dieselbe verdammte Leier, die in ihm den Wunsch weckte, diesen Kerlen an die Gurgel zu gehen. Befehle. Damit wollten sie sich alle rausreden.

O Urteil, du entfloht zum blöden Vieh, der Mensch ward unvernünftig! ... Aber ich nicht. Ian atmete langsam und kontrolliert aus. *Weil kontrolliertes Handeln Menschen von Tieren unterscheidet und sie die Tiere sind.*

»Setz dich auf ihn drauf, bis er verhaftet wird«, wies er Tony an und ging zurück zum Hotel, um zu telefonieren.

»Bauer«, meldete sich eine krächzende Stimme.

Ian klemmte den Hörer zwischen Schulter und rechtes Ohr – das Ohr, das bei dem unseligen Bombenangriff in Spanien '37 nicht in Mitleidenschaft gezogen worden war – und wechselte ins Deutsche, das er, wie er wusste, trotz der vielen Jahre noch immer mit einem frostigen britischen Akzent sprach. »Wir haben ihn.«

»Heh! Dann mache ich jetzt Druck auf den Staatsanwalt in Bonn, damit der Hurensohn schnellstens vor Gericht gestellt wird.«

»Mach dem Staatsanwalt Dampf, Fritz! Ich will, dass dieser Mistkerl vor dem schärfsten Richter von Bonn landet.«

Fritz Bauer knurrte. Ian stellte sich vor, wie sein Freund, graue Haarbüschel auf dem fast kahlen Schädel, hinter seinem Schreibtisch in Braunschweig saß und eine seiner ewigen Zigaretten paffte. Kurz bevor ihm die Nazis einen gelben Stern an den Arm heften und ihn nach Osten deportieren konnten, war er erst nach Dänemark und dann nach Schweden geflohen. Sie hatten sich nach dem ersten Nürnberger Prozess kennengelernt, und ein paar Jahre später, als die offiziellen Stellen zur Untersuchung von Kriegsverbrechen aus Geldmangel aufgelöst wurden und Ian sich mit Tony selbstständig gemacht hatte, war Ian sein alter Bekannter wieder eingefallen. »Wir finden die Schuldigen«, hatte Ian Bauer bei einem Glas Scotch versichert, nachdem sie eine halbe Packung Zigaretten geraucht hatten, »und du wirst erleben, dass sie bestraft werden.«

»Damit machen wir uns keine Freunde«, hatte Bauer mit einem freudlosen Lächeln gewarnt, und er sollte recht behalten. Der Mann, den sie an diesem Tag gefasst hatten, würde für seine Verbrechen vielleicht ins Gefängnis kommen, vielleicht aber auch mit einer symbolischen Ohrfeige davonkommen – oder sein Fall käme überhaupt nicht vor Gericht. Der Krieg war seit fünf Jahren vorbei, und die Welt hatte sich weitergedreht. Wen kümmerte es noch, ob die Schuldigen bestraft wurden? »Lasst sie zufrieden«, hatte ein Richter Ian vor nicht allzu langer Zeit geraten. »Die Nazis sind besiegt. Ihr solltet euch lieber Sorgen wegen der Russen machen, nicht wegen der Deutschen.«

»Kümmern Sie sich um den nächsten Krieg, wenn Sie wollen«, hatte Ian gleichmütig erwidert. »Einer muss den Dreck vom letzten aufkehren.«

»Wer steht als Nächstes auf eurer Liste?«, wollte Bauer wissen.

Die Jägerin, dachte Ian. Doch es gab keinerlei Anhaltspunkte, wo sie sich aufhielt, schon seit Jahren nicht. »Ich bin einem Aufseher von Sobibor auf den Fersen. Wenn ich wieder in Wien bin, bekomme ich seine Akte.«

»Dein Büro macht sich allmählich einen Namen. Die dritte Verhaftung dieses Jahr ...«

»Kein großer Fisch dabei.« Eichmann, Mengele, Stangl – die wichtigen Nazis lagen weit außerhalb seiner Reichweite, doch das scherte ihn nicht weiter. Er konnte keinen Druck auf ausländische Regierungen ausüben, keine großen Schlachten in puncto Auslieferungen schlagen, aber immerhin konnte er nach unbedeutenderen Kriegsverbrechern suchen, die in Europa untergetaucht waren. Und davon gab es viele: Beamte, Lageraufseher und Funktionäre, die während des Krieges die große Todesmaschinerie am Laufen gehalten hatten. Sie konnten nicht alle in Nürnberg vor Gericht gestellt werden; es fehlte an Personal, Geld und sogar Interesse. So wurde ein paar Nazis der Prozess gemacht, obwohl in manchen Fällen viele andere mit auf die Anklagebank gehört hätten, was Ian mit bitterer Ironie zur Kenntnis nahm. Diese anderen gingen einfach nach Hause. Sie kehrten nach dem Krieg zu ihren Familien zurück, hängten ihre Uniform an den Nagel, nahmen unter Umständen einen neuen Namen an oder zogen, wenn sie vorsichtig waren, in eine andere Stadt ... auf jeden Fall lebten sie weiterhin in Deutschland und taten so, als wäre das alles nie geschehen.

Manchmal wurde Ian gefragt, warum er seinen glanzvollen Job als Kriegsreporter für diese verbissene, mühselige Suche nach Kriegsverbrechern aufgegeben hatte. Früher hatte sein Leben daraus bestanden, der nächsten Schlacht und der nächsten Story hinterherzujagen, egal, wohin sie führte, ob nach Spanien in den von Franco angezettelten Bürgerkrieg oder nach Frankreich, um über den Fall der Maginot-Linie und seine Folgen zu berichten. Er kauerte unter einer Plane, die kaum vor der unbarmherzigen Sonne schützte, während er eine Kolumne in die Schreibmaschine hackte, oder spielte in einem ausgebombten Hotel Poker, während er darauf wartete, dass ein Auto käme, oder saß bis zu den Knien im Nassen und kotzte, wenn ein Ladungsboot voller grüngesichtiger Soldaten sich einem Strandabschnitt näherte ... Immer zwischen Entsetzen und Langeweile, nur damit der eigene Name über einem Artikel stand.

All das hatte er eingetauscht gegen ein winziges Büro in Wien, in dem sich Verzeichnisse stapelten, gegen endlose Befragungen zugeknöpfter Zeugen und trauernder Flüchtlinge, gegen Namenlosigkeit. »Warum?«, hatte Tony gefragt, kurz nachdem sie ihre gemeinsame Arbeit aufgenommen hatten, und auf die vier Wände ihres trostlosen Büros gedeutet.

Ian hatte mit einem kühlen Lächeln reagiert. »Weil es die gleiche Arbeit ist: Man teilt der Welt mit, dass schreckliche Dinge passiert sind. Was haben all die Zeilen, die ich im Krieg rausgehauen habe, gebracht? Nichts.«

»Hey, ich kenne eine Menge Jungs in der Armee, die deine Kolumne verschlungen haben. Die haben gesagt, du seist der Einzige außer Ernie Pyles gewesen, der für die einfachen Infanteristen geschrieben hätte und nicht für die Generäle in ihren Zelten.«

Ian zuckte die Schultern. »Wenn ich mit der Besatzung einer Lancaster beim Bombenanflug auf Berlin abgestürzt oder auf dem Heimweg von Ägypten von einem Torpedo getroffen worden wäre, hätten hundert andere Schreiberlinge bereitgestanden, um meinen Platz einzunehmen. Weil die Leute vom Krieg lesen *wollen*. Aber jetzt gibt es keinen Krieg mehr, und frei herumlaufende Verbrecher interessieren niemanden.« Er wies ebenfalls auf die vier Wände des Büros. »Jetzt schreiben wir keine Schlagzeilen, wir machen sie, mit jeder einzelnen Verhaftung. Einen zähen Tropfen Zeitungstinte nach dem anderen. Und anders als all diese Zeitungsspalten, die ich über den Krieg gefüllt habe, ist das tatsächlich von Bedeutung – weil es nicht allzu viele gibt, die hinter uns Schlange stehen, um diese Arbeit zu tun. Was machen wir hier? Wir erfüllen eine Aufgabe, die wesentlich wichtiger ist als alles, was ich je als Journalist zustande gebracht habe. Weil niemand hören will, was wir zu sagen haben, aber jemand dafür sorgen muss, dass wir gehört werden.«

»Warum schreibst du dann nicht über die, die dir ins Netz gegangen sind?«, hatte Tony erwidert. »Vielleicht hören mehr Leute zu, wenn sie sehen, dass dein Name darüber steht.«

»Ich habe geschrieben, anstatt zu handeln.« Ian hatte seit den Nürnberger Prozessen kein Wort mehr zu Papier gebracht, obwohl er seit seinem neunzehnten Lebensjahr als Journalist arbeitete. Damals war der schlaksige Junge aus dem Haus seines Vaters gestürmt und hatte geschrien, er werde sich verdammt noch mal seinen Lebensunterhalt verdienen, anstatt im Klub Scotch zu trinken und darüber zu lamentieren, wie das Land vor die Hunde gehe. Er hatte mehr als fünfzehn Jahre an der Schreibmaschine verbracht und in dieser Zeit seinen Stil verfeinert und geschliffen, bis er messerscharf geworden war. Aber nun glaubte Ian nicht mehr daran, dass er seinen Namen je wieder über einen Artikel setzen würde.

Er blinzelte, als ihm klar wurde, wie lange er mit dem Telefonhörer am Ohr vor sich hingeträumt hatte. »Wie bitte, Fritz?«

»Ich sagte, drei Verhaftungen im Jahr müssen gefeiert werden«, wiederholte Fritz Bauer. »Genehmige dir einen Drink und schlaf gut.«

»Gut geschlafen habe ich seit dem Spanischen Bürgerkrieg nicht mehr«, sagte Ian und legte auf.

In dieser Nacht waren die Albträume besonders verstörend. Er träumte von Fallschirmen, die sich in schwarzen Bäumen verhedderten, und wachte mit einem erstickten Schrei in der anonymen Finsternis seines Hotelzimmers auf. »Kein Fallschirm«, sagte er laut, um den hämmernden Pulsschlag in seinem Ohr zu überhören. »Kein Fallschirm. Kein Fallschirm.«

Ian ging nackt zum Fenster, stieß die Läden auf, ließ die Nachtluft herein und zündete sich eine Zigarette an, die nach Benzinkanister schmeckte. Er atmete den Rauch aus und lehnte sich gegen die Fensterbank, ließ den Blick über die dunkle Stadt schweifen. Er war achtunddreißig, hatte den halben Globus umrundet, um über zwei Kriege zu berichten, und nun stand er da bis zur Morgendämmerung, erfüllt von einem wütenden, grenzenlosen Hass auf eine Frau, die am Ufer des Rusalka-Sees stand.

»Du brauchst Sex«, meinte Tony.

Ian ignorierte ihn und hämmerte rasch einen Bericht für Bauer in die Schreibmaschine. Sie waren wieder in Wien. Mit ihrer ausgebrannten Staatsoper, von der nur noch die Außenmauern standen, wirkte die Stadt grau und trostlos, doch lebendig im Vergleich zu Köln, das in Schutt und Asche lag und praktisch immer noch wie eine Baustelle mit Wassertümpeln in der Mitte aussah.

Tony knüllte ein Blatt Papier zusammen und warf es nach Ian.
»Hörst du mir zu?«

»Nein.« Ian schleuderte den Papierball zurück. »Wirf das in den Papierkorb, wir haben keine Sekretärin, die dir hinterher-räumt.«

Das Wiener Dokumentationszentrum für Flüchtlinge in der Mariahilfer Straße – von Ian und Tony nur »das Büro« genannt – war nicht gerade gut ausgestattet. Gleich nach dem Krieg hatte Ian mit Stellen zur Untersuchung von Kriegsverbrechen zusammengearbeitet, die Sachbearbeiter, Fahrer, Vernehmungsbeamte, Übersetzer, Pathologen, Fotografen, Schreibkräfte und Anwälte angefordert hatten, ein räumlich und finanziell gut ausgestattetes Team von mindestens zwanzig Personen. (Nicht dass ihre Forderungen je zur Gänze erfüllt worden wären, aber sie hatten es zumindest versucht.) Im Wiener Dokumentationszentrum gab es nur Tony, der als Fahrer, Verhörspezialist und Übersetzer arbeitete, und Ian, der den Posten einer Schreibkraft, eines Sekretärs und eines sehr schlechten Fotografen bekleidete. Mit der winzigen Rente, die Ian von seinem vor langer Zeit verstorbenen Vater erhielt, ließen sich kaum die Miet- und Lebenshaltungskosten decken. *Zwei Männer und zwei Schreibtische, und wir erwarten, dass wir Berge versetzen*, dachte Ian trocken.

»Du grübelst mal wieder. Wie immer, wenn wir wen verhaften.« Tony blätterte in einem Stapel Zeitungen in deutscher, französischer, englischer und irgendeiner Sprache mit kyrillischer Schrift, die Ian nicht lesen konnte. »Nimm dir einen Abend frei, such dir eine Frau. Ich treffe mich mit einer Rothaarigen in Otta-

kring. Die hat eine Zimmergenossin, die reinste Wucht! Führe sie aus, erzähle ihr ein paar Geschichten, wie du dir mit Hemingway und Steinbeck nach der Befreiung von Paris einen hinter die Binde gekippt hast ...«

»Das war nicht annähernd so pittoresk, wie du es darstellst.«

»Ist doch egal. Mach was draus! Du kannst Eindruck schinden, Boss! Frauen lieben hochgewachsene, dunkle Männer mit tragischem Schicksal. Du bist groß und schlank, ein wandelndes Archiv heroischer Kriegsgeschichten mit unglücklicher Vergangenheit –«

»Um Himmels willen ...«

»– das sich hinter britischer Steifheit und diesem abwesenden Blick versteckt, à la *Du wirst nie verstehen, welche Dämonen mich verfolgen*. Das ist absolute Katzenminze für die Damen, glaub mir.«

»Bist du fertig?« Ian zog das Blatt aus der Schreibmaschine. »Geh die Post durch, dann hol die Akte über den Assistenten von Bormann.«

»Gut, stirb als Mönch.«

»Warum gebe ich mich bloß mit dir ab?«, stöhnte Ian. »Nutzloser Yankee.«

»Steifer britischer Bastard«, gab Tony zurück, während er den Aktenschrank durchstöberte. Ian verkniff sich ein Grinsen, denn er wusste nur zu gut, warum er sich mit Tony abgab. Als er mit Schreibmaschine und Notizbuch an drei Kriegsfronten unterwegs gewesen war, hatte er Tausende Tonys kennengelernt: erschreckend junge Männer in zerknitterten Uniformen, die blindlings vor Gewehrmündungen liefen. Amerikanische Jungs, die sich, vor Seekrankheit ganz grün im Gesicht, auf Truppentransporter quetschten, englische Jungs, die in Bombern losflogen und deren Chance, die Heimat wiederzusehen, eins zu vier stand ... Nach einer Weile hatte Ian es nicht mehr ertragen, die Gesichter aus allzu großer Nähe anzusehen, weil er besser wusste als sie, wie gering ihre Chancen waren, mit dem Leben davonzukommen. Tony hatte er direkt nach Kriegsende kennengelernt. Er war als Über-

setzer mit dem Gefolge eines amerikanischen Generals umhergezogen, der ihn wegen Befehlsverweigerung und Nachlässigkeit am liebsten standrechtlich erschossen hätte. Jetzt, wo Sergeant A. Rodomowsky für ihn und nicht mehr für die US-Army arbeitete, verstand Ian den General, doch Tony war der erste junge Soldat gewesen, mit dem Ian sich hatte anfreunden können. Er war frech, er erlaubte sich gerne einen Schabernack und er war eine Nerven-säge, doch als Ian ihm zum ersten Mal die Hand schüttelte, hatte er erleichtert gedacht: *Der hier wird nicht vor die Hunde gehen.*

Es sei denn, ich bringe ihn um, dachte er nun, *wenn er mich noch ein einziges Mal auf die Palme bringt.* Eindeutig auch eine Möglichkeit.

Er beendete den Bericht für Bauer, stand auf und streckte sich. »Steck dir deine Ohrstöpsel rein«, empfahl er Tony und griff nach seinem Geigenkasten.

»Du weißt schon, dass dir keine Zukunft als Konzertgeiger beschieden ist?« Tony sah flüchtig den Poststapel durch, der sich in ihrer Abwesenheit aufgetürmt hatte.

»Ich spiele schlecht, aber dafür mit sehr wenig Gefühl.« Ian klemmte sich die Violine unters Kinn und stimmte ein Stück von Brahms an. Die Geige half ihm beim Denken, sie sorgte dafür, dass seine Hände beschäftigt waren, während sein Gehirn sich den Fragen widmete, die bei jedem neuen Fall aufkamen. *Wer bist du, was hast du getan, und wohin würdest du flüchten?* Während er die letzte Note der Coda in die Länge zog, stieß Tony einen Pfiff aus.

»Boss«, rief er über die Schulter, »ich habe Neuigkeiten.«

Ian ließ den Bogen sinken. »Neue Hinweise?«

»Ja.« Tonys Augen funkelten triumphierend. »Die Jägerin.«

In Ians Magen öffnete sich eine Falltür, und es folgte ein langer Sturz in die bodenlose Grube der Wut. Mit langsamen, kontrollierten Bewegungen legte er die Geige zurück in den Kasten. »Ich habe dir ihre Akte nicht gegeben.«

»Sie liegt ganz hinten in der Schublade, und du liest sie, wenn

du denkst, ich merke es nicht«, sagte Tony. »Glaub mir, ich hab sie gelesen.«

»Dann weißt du auch, dass die Spur kalt ist. Wir wissen, dass sie noch im November '44 in Posen war, aber das ist auch alles.« Ian spürte, dass Erregtheit seine gewohnte Vorsicht zu zersetzen begann. »Was hast du gefunden?«

Tony grinste. »Einen Zeugen, der sie nach November '44 gesehen hat. Genauer gesagt nach dem Krieg.«

»Was?« Ian war gerade dabei gewesen, besagte Akte aus der Schublade zu ziehen; nun ließ er sie beinahe fallen. »Wer? Jemand aus der Gegend von Posen oder von Franks Truppe?«

Ian hatte die Fährte der Jägerin während des ersten Nürnberger Prozesses aufgenommen, als er hörte, wie ein Zeuge gegen Hans Frank aussagte, den Generalgouverneur der von den Nazis besetzten polnischen Gebiete, den Ian später als Kriegsverbrecher an einem Seil baumeln sah. Mitten in seinem Bericht über die Juden, die von Frank nach Osten deportiert worden waren, hatte der Beamte etwas über einen Besuch in Posen gesagt. Einer der hochrangigen SS-Offiziere hatte am Rusalka-See ein Fest für Frank gegeben, in einem ockerfarbenen Haus ...

Ian hatte schon damals aus sehr guten Gründen nach der Frau gesucht, die in diesem Haus gelebt hatte. Der Beamte im Zeugenstand hatte als Gast an jenem Fest teilgenommen, bei dem die junge Geliebte des SS-Offiziers als Gastgeberin aufgetreten war.

»Wen hast du gefunden?«, stieß Ian mit plötzlich aufkeimender Hoffnung hervor. Sein Mund fühlte sich trocken an. »Jemanden, der sich an sie erinnert? Einen Namen, ein verfluchtes Foto?« Das war das Frustrierendste an dieser Akte: Der Beamte in Nürnberg hatte die Frau nur einmal getroffen, und während des Fests am See war er die meiste Zeit betrunken gewesen. Er erinnerte sich nicht mehr an ihren Namen und wusste nur noch, dass es sich um eine junge Frau mit dunklem Haar und blauen Augen handelte. Schwierig, eine Frau aufzuspüren, von der man nur den Spitznamen kannte. »Wen hast du gefunden?«

»Unterbrich mich nicht dauernd, verdammt, dann sag ich es dir.« Tony klopfte auf die Akte. »Der Liebhaber der Jägerin ist '45 nach Altaussee geflohen. Es gab keinen Hinweis darauf, dass er seine Geliebte aus Posen mitgenommen hat, aber jetzt sieht es doch danach aus. Weil ich ein Mädchen in Altaussee ausfindig gemacht habe, dessen Schwester in der Nachbarschaft des Hauses gearbeitet hat, in dem der Liebhaber unserer Jägerin sich im Mai '45 mit den Eichmanns und anderen Nazis verkrochen hat. Mit der Schwester habe ich noch nicht gesprochen, aber offenbar erinnert sie sich an eine Frau, die aussah wie die Jägerin.«

»Das ist alles?« Die Hoffnung, die in Ian aufgekeimt war, fiel jäh in sich zusammen. Er erinnerte sich an die hübsche kleine Kurstadt mit dem blaugrünen See am Fuß der Alpen; am Ende des Krieges war sie ein Schlupfloch für jede Menge hochrangiger Nazis gewesen. Im Mai '45 hatte es dort von Amerikanern gewimmelt, die mehrere Nazibonzen verhaftet hatten. Einige gaben auf und ließen sich Handschellen anlegen, einigen gelang die Flucht. Der SS-Offizier war in einem Kugelhagel gestorben, aber von seiner Geliebten, der Jägerin, fehlte jede Spur. »Ich habe Altaussee schon nach Hinweisen durchkämmt. Als ich erfahren habe, dass ihr Liebhaber dort umgekommen ist, bin ich hingefahren. Wenn sie sich auch dort versteckt hätte, wäre ich auf ihre Spur gestoßen.«

»Hör mal, du hast dich wahrscheinlich benommen wie ein Höllenhund der spanischen Inquisition, und alle sind vor Schreck verstummt. Subtilität ist nicht gerade deine Stärke. Du benimmst dich wie eine Abbruchbirne mit Eton-Abschluss.«

»Harrow.«

»Das ist das Gleiche.« Tony fischte nach seinen Zigaretten. »Ich bin ein bisschen zartfühlender vorgegangen. Als wir letzten Dezember ständig in Österreich rumgefahren sind, auf der Suche nach diesem Aufseher von Bergen-Belsen, der sich nach Argentinien abgesetzt hat. Ich bin an den Wochenenden nach Altaussee gefahren und habe Fragen gestellt. Ich bin gut im Fragenstellen.«

Das war er. Tony konnte sich mit jedem unterhalten, und

obendrein meist in der Muttersprache seines Gesprächspartners. Deshalb war er bei seiner Arbeit, die häufig von Informationen abhing, die er den Misstrauischen und Vorsichtigen behutsam entlockte, auch so erfolgreich. »Warum hast du dafür deine Freizeit geopfert?«, fragte Ian. »Eine kalte Spur ...«

»Weil du sie verfolgen willst. Sie ist dein weißer Wal, die Einzige, die für dich zählt. All diese Bastarde«, Tony wedelte mit der Hand in Richtung der Aktenschränke, die mit Dokumenten zu Kriegsverbrechern vollgestopft waren, »willst du festnageln, aber letztlich willst du vor allem eine finden. Sie.«

Er hatte nicht unrecht. Ian spürte, wie seine Finger sich um die Schreibtischkante krampften. »Weißer Wal«, brachte er trocken heraus. »Erzähl mir nicht, du hättest Melville gelesen.«

»Natürlich nicht. Keiner hat *Moby Dick* gelesen; nur übereifrige Lehrer geben einem so was auf. Ich habe mich am Tag nach Pearl Harbor mustern lassen. So bin ich um *Moby Dick* herumgekommen.« Tony beugte sich vor und blickte Ian mit seinen schwarzen Augen unverwandt an. »Was ich wissen will, ist Folgendes: Warum die Jägerin?«

»Du hast ihre Akte gelesen«, antwortete Ian.

»Oh, sie ist eine widerliche Person, das bestreite ich nicht. Die Sache mit den sechs Flüchtlingen, die sie umgebracht hat, nachdem sie ihnen zu essen gegeben hatte ...«

»Kinder«, sagte Ian ruhig. »Sechs polnische Kinder zwischen vier und neun.«

Sichtlich angewidert hielt Tony beim Anzünden seiner Zigarette inne. »In deinem Zeitungsartikel war nur von Flüchtlingen die Rede.«

»Mein Herausgeber fand, dieses Detail sei zu grausam, um es in den Artikel aufzunehmen. Doch es waren Kinder, Tony.« Es war einer der schlimmsten Artikel gewesen, die zu schreiben sich Ian je gezwungen hatte. »Der Beamte, der beim Frank-Prozess aussagte, hat berichtet, dass auf dem Fest, auf dem er sie traf, jemand die Geschichte erzählt hat. Wie sie sechs Kinder umgebracht hat,

die wahrscheinlich der Deportation entgangen waren. Eine amüsante kleine Anekdote zu den Horsd'œuvres. Sie prosteten ihr mit Champagner zu und nannten sie *die Jägerin*.«

»Gottverdammte«, sagte Tony leise.

Ian nickte. Er dachte nicht nur an die sechs unbekannten Kinder, die ihr zum Opfer gefallen waren, sondern auch noch an zwei weitere Menschen. Eine zerbrechliche, halb verhungerte junge Frau in einem Krankenhausbett, die nur noch aus Augen und Qual bestand. Und einen erst siebzehn Jahre alten Jungen, der eifrig verkündete: *Ich habe ihnen gesagt, dass ich einundzwanzig bin. Nächste Woche geht's los!* Die Frau und der Junge – die eine war weg, der andere tot. *Das hast du getan*. Ian dachte an die namenlose Jägerin, die ihn in seinen schlaflosen Nächten heimsuchte. *Das hast du getan, du Mörderin*.

Tony wusste nichts von dem Mädchen und dem jungen Soldaten. Selbst jetzt noch, Jahre danach, fiel es Ian schwer, darüber zu sprechen. Er fing an, die Worte im Kopf zu ordnen, doch Tony kritzelte bereits eine Adresse auf einen Zettel. Für den Moment ließ Ian es dabei bewenden, und seine Finger lösten sich von der Schreibtischkante.

»Da wohnt dieses Mädchen in Altaussee, deren Schwester die Jägerin gesehen haben könnte«, sagte Tony. »Meiner Meinung nach lohnt es sich, hinzufahren und persönlich mit ihr zu sprechen.«

Ian nickte. Jeder Hinweis war es wert, dass man ihm nachging. »Wann hast du ihren Namen rausgekriegt?«

»Vor einer Woche.«

»Verdammter Mist. Vor einer Woche?«

»Wir mussten die Sache in Köln abschließen, und ich habe noch auf eine weitere Bestätigung gewartet. Ich wollte mehr gute Neuigkeiten für dich auf Lager haben, und jetzt habe ich das.« Tony klopfte auf einen Brief und bestreute ihn dabei mit Zigarettenasche. »Er ist gekommen, als wir in Köln waren.«

Ian überflog den Brief. »Wer ist diese Frau, und warum kommt

sie nach Wien?« Er studierte die Unterschrift am Fuß der Seite, und die Erde hörte auf, sich zu drehen.

»Unsere einzige Augenzeugin, die der Jägerin gegenüberstand und die Begegnung überlebt hat«, sagte Tony. »Die Polin. Ich habe ihre Aussage und ihre Daten aus der Akte.«

»Sie ist nach England emigriert. Warum hast du ...«

»Die Telefonnummer war registriert. Ich habe ihr eine Nachricht hinterlassen. Und jetzt kommt sie nach Wien.«

»Du hättest Nina wirklich nicht kontaktieren sollen«, sagte Ian leise.

»Warum nicht? Außer der möglichen Spur in Altaussee ist sie die einzige Augenzeugin, die wir haben. Wo hast du sie eigentlich aufgegaßelt?«

»In Posen, nach dem Rückzug der Deutschen '45. Sie lag im Lazarett, als sie mir davon erzählt hat, mit allen Details, an die sie sich erinnern konnte.« Ian entsann sich lebhaft des zerbrechlichen Mädchens auf dem Krankenbett, dessen Beine wie dürre Stecken aus einem vom Polnischen Roten Kreuz geborgten Kittel hervorschauten. »Du hättest sie nicht durch halb Europa herschleifen sollen.«

»Das war ihre Idee. Ich wollte bloß reden, herausfinden, ob sie sich vielleicht an weitere Details im Zusammenhang mit unserer Zielperson erinnert. Aber wenn sie unbedingt herkommen will, dann sollten wir das ausnutzen.«

»Sie ist zufällig auch ...«

»Was?«

Ian hielt inne. Er spürte, wie Überraschung und Unbehagen nachließen und einem unerwarteten Anflug von Boshaftigkeit Platz machten. Es war ihm so selten vergönnt, seinen Partner sprachlos zu sehen. *Wenn du mir eine solche Überraschung vor die Füße wirfst, dachte er, dann verdienst du eine Retourkutsche.* Ian hätte die geknickte Blume, die gerade dabei war, wieder Wurzeln zu schlagen, nicht über den halben Kontinent geschleift, aber Nina Markowa war bereits unterwegs. Und es ließ sich nicht ab-

streiten, dass ihre Anwesenheit auf die eine oder andere Weise hilfreich sein könnte ...

»Sie ist *was*?«, fragte Tony.

»Nichts«, entgegnete Ian. Vielleicht hätte es ja doch sein Gutes, sie zu sehen. Es gab in der Tat ein paar Dinge zu besprechen, die mit dem Fall nichts zu tun hatten. »Sei behutsam mit ihr, wenn sie ankommt«, fügte er hinzu. »Der Krieg hat ihr übel mitgespielt.«

»Ich werde fromm sein wie ein Lamm.«

Vier Tage vergingen, und zahllose Zeugenaussagen von Flüchtlingen trudelten ein, die kategorisiert werden mussten. Ian vergaß komplett, dass sie Besuch erwarteten, bis zu jenem Moment, als im Hausflur jemand wie ein Rohrspatz schimpfte.

Tony schaute von der Aussage auf, die er gerade aus dem Jiddischen übersetzte. »Macht unsere Vermieterin wieder mal Theater?«

Ian ging zur Bürotür. Seine Sicht auf den Flur wurde von einer imposanten Gestalt in einem geblühten Hauskleid verstellt. Sie gehörte Frau Hummel, die mit dem Ausdruck höchster Missbilligung auf ein paar schlammige Fußabdrücke deutete. Ian erhaschte einen kurzen Blick auf eine beträchtlich kleinere Frau hinter seiner Vermieterin, dann packte Frau Hummel die schlammbespritzte Fremde beim Arm. Ihr Gemecker ging in spitze Schreie über, als die kleinere Frau ein Rasiermesser aus ihrem Stiefel zog und blitzschnell hochriss. Eine unmissverständliche Warnung. Ein Gewirr hellblonder Haare verbarg ihr Gesicht. Das Einzige, was Ian deutlich erkennen konnte, war die mit erschreckender Entschlossenheit hochgereckte Faust, die die Waffe hielt.

»Aber, aber, meine Damen!« Tony kam ebenfalls in den Flur gestürzt.

»Kraut *suka* sagt, sie ruft Polizei wegen mir«, fauchte die Fremde.

»Das ist ein Missverständnis«, erklärte Tony strahlend, schob Frau Hummel zur Seite und winkte die fremde Frau zu Ian her-

über. »Wenn Sie sich mit Ihrem Anliegen an meinen Partner hier wenden würden, Fräulein ...«

»Hier entlang.« Ian dirigierte die Fremde zur Mitteltür, wobei er das Rasiermesser keine Sekunde aus den Augen ließ. Nur selten veranstalteten Besucher beim Betreten des Büros ein solches Drama. »Haben Sie geschäftlich mit dem Dokumentationszentrum für Flüchtlinge zu tun, Fräulein?«

Die Frau klappte die tödlich scharfe Klinge ein und steckte das Rasiermesser wieder in ihren Stiefel. »Ich bin vor weniger als Stunde angekommen«, sagte sie in holprigem Englisch, während Ian die Bürotür schloss. Sie hatte einen eigenartigen Akzent, irgendetwas zwischen Englisch und sehr weit östlich von Wien. Erst als sie sich aufrichtete, sich ihr wirres Haar aus der Stirn strich und ihre blauen Augen zum Vorschein kamen, begann Ians Herz heftig zu klopfen.

»Du hast immer noch keine Ahnung, ob ich bin Tommy, Dick oder Iwan?«, fragte sie.

Verdammt, dachte Ian verdattert. *Sie hat sich verändert.*

Fünf Jahre zuvor hatte er sie halb verhungert in einem Lazarettfeldbett gefunden, sehr spröde, sehr still, mit unnatürlich großen blauen Augen. Jetzt, in abgewetzten Hosen und kniehohen Stiefeln, in der Hand eine schäbige Robbenfellmütze, wirkte sie kompakt und lebensstüchtig. Das Haar, das er als stumpf braun in Erinnerung hatte, war jetzt hellblond mit dunklen Ansätzen, und in ihren Augen funkelte etwas Vergnügt-Boshafes.

»Hallo, Nina«, zwang Ian sich zu sagen.

Die Tür flog auf, und Tony polterte herein. »Die gnädige Frau hat ihre Krallen erst mal wieder eingefahren.« Er bedachte Nina mit einem anerkennenden Blick. »Wer ist unser Gast?«

Nina wirkte gereizt. »Ich habe einen Brief geschickt. Ist er nicht angekommen?« Mit dem H hatte sie immer noch so ihre Schwierigkeiten, aber ihre Aussprache und ihr Englisch hatten sich deutlich verbessert, dachte Ian. Vor fünf Jahren hatten sie sich kaum verständigen können. Sie hatte praktisch kein Englisch

gesprochen und er kaum Polnisch. In der Zwischenzeit hatten sie ausschließlich über Telegramme miteinander kommuniziert. Sein Herz hämmerte immer noch.

»Also, Sie sind ...« Tony wirkte verwirrt. Zweifellos hatte er Ians Beschreibung vor Augen. »Sie sind nicht unbedingt so, wie ich erwartet hatte, Miss Markowa.«

»Nicht Miss Markowa.« Ian fuhr sich verlegen mit einer Hand durchs Haar und wünschte, er hätte das alles vor vier Tagen erklärt. Verdammter Mist.

»In der Akte wird sie noch unter ihrem Mädchennamen geführt. Tony Rodomowsky, darf ich dir Nina Graham vorstellen.« Die Frau in dem Feldbett, die Frau, die der Jägerin Auge in Auge gegenübergestanden und sie überlebt hatte, die Frau, die nun zum ersten Mal seit fünf Jahren wieder mit ihm in einem Raum war, ein Rasiermesser im Stiefel und ein kühles Lächeln auf den Lippen. »Meine Frau.«

Kapitel 3

NINA

*Baikalsee, Sibirien
Vor dem Krieg*

Sie war das Kind von Seewasser und Wahnsinn. Dass sie den See im Blut haben würde, war zu erwarten gewesen. Das war bei allen so, die am Ufer des Baikal zur Welt kamen. Jedes Kind, das irgendwo an diesem riesigen Grabensee geboren wurde, der am östlichen Ende der Welt wie ein zweiter Himmel inmitten der Taiga lag, kannte den metallischen Geschmack seines Wassers, bevor es wusste, wie Muttermilch schmeckte. Aber Nina Borisowna Markowas Blut durchzogen – gleich tiefen Schichten von Eis das Seewasser im Winter – auch Schlieren von Wahnsinn. Denn die Markows waren allesamt verrückt, das wusste jeder hier, Kraftprotze mit wildem Blick, so ungezügelt und brutal wie Bärenmarder.

»Ich zeuge nur Irre«, lallte Ninas Vater, wenn er wieder einmal sturzbetrunken vom Wodka war, den er in einem kleinen Schuppen hinter dem Haus brannte. »Meine Söhne sind Verbrecher und meine Töchter Huren.« Und er schlug mit riesigen Fäusten um sich, sodass die Kinder zischend auseinanderstoben wie kleine Wiesel. Nina bekam manchmal einen Schlag mehr ab als die anderen, denn sie war das einzige zierliche Kind mit blauen Augen inmitten einer Horde groß gewachsener, dunkeläugiger Schwestern und noch größerer dunkeläugiger Brüder. Wann immer sie ins Blickfeld ihres Vaters geriet, verengten sich dessen Augen zu Schlitzten. »Deine Mutter war eine Rusalka«, knurrte er dann und hockte da in seinem Hemd und mit seinem schmutzverklebten langen schwarzen Bart.

»Was ist eine Rusalka?«, fragte Nina schließlich mit zehn.

»Eine Wasserhexe mit langen grünen Haaren, die ans Ufer kommt und Männer in den Tod lockt«, erwiderte ihr Vater und holte zu einem Schlag aus, unter dem sich Nina blitzschnell wegduckte. Das war das Erste, was kleine Markows lernten: sich wegducken. Stehlen, seinen Anteil am wässrigen Borschtsch und harten Brot ergattern war das Zweite, denn in diesem Hause wurde nicht geteilt, niemals. Und Kämpfen das Dritte. Während die anderen Jungen des Dorfes übten, wie man Netze auswarf und Fische fing oder Robben jagte, und die Mädchen lernten, wie man kochte und Netze flickte, lernten die Markow-Jungs, wie man sich prügelte und besoff, und die Markow-Mädchen, wie man sich wehrte und fickte. Was zum Letzten führte, das die Markow-Kinder lernten: weggehen.

»Such dir einen Mann, der dich ernährt, der's dir besorgt und der dich von hier wegholt«, riet ihre nächstältere Schwester Nina. Olga, fünfzehn, schon sichtbar schwanger, suchte ihre paar Habseligkeiten zusammen. Ihr Blick war fest nach Westen gerichtet, wo, Stunden entfernt und jenseits des sibirischen Horizonts, Irkutsk lag, die nächste Stadt. Nina konnte sich nicht vorstellen, wie eine Stadt aussah. Alles, was sie kannte, war die Ansammlung morscher, windschiefer Hütten, die man kaum Dorf nennen konnte. Boote, die von silbrigen Schuppen glänzten und nach Fisch stanken. Die endlose Weite des Sees. »Such dir einen Mann«, wiederholte Olga, »denn das ist die einzige Möglichkeit, hier rauszukommen.«

»Ich werde einen anderen Weg finden«, verkündete Nina. Olga verpasste ihr zum Abschied einen gehässigen Kratzer, und dann war sie weg. Keines von Ninas Geschwistern kam jemals zurück. Alle kümmerten sich nur um sich selbst, und Nina vermisste sie nicht, bis auch der letzte Bruder aus dem Haus ging und sie mit ihrem Vater allein blieb. »Du kleine Hexe, du Rusalka.« Er schleifte Nina um die Hütte. Sie fauchte und kratzte und schlug nach der großen Hand, die sich in ihr wirres Haar gekrallt hatte. »Ich

sollte dich dem See zurückgeben.« Sehr viel Angst machte er Nina nicht. Waren nicht alle Väter so? Die Dörfler nannten den Baikäl manchmal den »Alten Mann«. Der eine Alte Mann erstreckte sich blau und wogend vor der Türschwelle, der andere prügelte sie um die Hütte.

Nicht immer war er so wild. In sanfteren Phasen sang er alte Lieder von Väterchen Frost und Baba Jaga, während er das Rasiermesser abzog, das stets an seinem Gürtel baumelte. Dann zeigte er Nina, wie sie das Fell der Robben gerben musste, die er mit seiner alten Flinte schoss. Nahm sie mit auf die Jagd und lehrte sie, wie man sich vollkommen lautlos durch den Schnee bewegte. Dann war sie keine Rusalka, sondern seine kleine Jägerin. »Wenn ich dir etwas beibringen kann, Nina Borisowna«, flüsterte er, »dann eins: wie man sich geräuschlos durch die Welt bewegt. Wenn sie dich nicht kommen hören, werden sie dich nie in die Finger kriegen. Mich haben sie bis jetzt auch nicht erwischt.«

»Wer, Papa?«

»Stalins Leute.« Er spuckte die Worte förmlich aus. »Männer, die dich an die Wand stellen und erschießen, weil du die Wahrheit gesagt hast. Dass der Genosse Stalin ein Schwein ist, ein Lügner und Mörder. Sie töten dich, wenn du solche Dinge sagst, aber nur wenn es ihnen gelingt, dich zu finden. Beweg dich immer auf leisen Sohlen, und sie werden dich niemals zur Strecke bringen. Im Gegenteil. Du wirst sie zur Strecke bringen.«

So ging es stundenlang weiter, bis Nina wegdämmerte. *Genosse Stalin ist ein georgischer Mistkerl. Genosse Stalin ist ein mörderischer Drecksack.* »Sorg dafür, dass er so was nicht mehr sagt«, flüsterten die alten Kleiderhändlerinnen Nina zu, wenn sie bei ihnen Sachen eintauschte. »So nahe am Ende der Welt sind wir hier nicht, als dass es nicht doch die falschen Ohren hören könnten. Es kommt noch so weit, dass sie deinen Vater erschießen, und seine Nachbarn dazu.«

»Für ihn war auch der Zar ein mörderischer Drecksack«, entgegnete Nina. »Und die Juden und die Ureinwohner und die

Robbenjäger, die ausgeweidete Kadaver an unserem Ufer liegen lassen. Alles Drecksäcke, sagt er.«

»Es ist aber was anderes, so etwas über den Genossen Stalin zu sagen!«

Nina zuckte mit den Schultern. Sie hatte vor gar nichts Angst. Auch das gehörte zu den Flüchen, mit denen die Markows geschlagen waren: Niemand aus dieser Familie fürchtete sich vor Blut oder vor der Dunkelheit, ja nicht mal vor der legendären Hexe Baba Jaga, die zwischen den Bäumen hauste. »Die Baba Jaga fürchtet sich vor mir«, sagte Nina zu einem der Dorfkinder, als sie sich um eine kaputte Puppe zankten. »Und du solltest dich besser auch vor mir fürchten.« Sie bekam die Puppe. Die Mutter des Mädchens schleuderte sie ihr hinterher und bekreuzigte sich anschließend auf die alte Weise, so wie die Leute es früher getan hatten, bevor sie erfuhren, dass die Religion das Opium des Volkes war.

»Furchtlosigkeit, ha«, sagte Ninas Vater, als ihm die Sache zu Ohren kam. »Das ist der Grund, warum alle meine Kinder vor mir sterben werden. Es ist dumm, sich vor gar nichts zu fürchten. Besser ist es, *eine* Sache zu fürchten, Nina Borisowna. Pack sämtliche Schrecken in dieses eine Ding, und du wirst so vorsichtig sein wie nötig.«

Nina blickte ihren Vater fragend an. Er war so riesig, so wild wie ein Wolf. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass er sich vor irgendetwas fürchtete. »Wovor hast du denn Angst, Papa?«

Er brachte seinen Mund ganz nahe an ihr Ohr. »Vor dem Genossen Stalin. Warum sonst wohne ich wohl an einem See, so groß wie ein Meer, so weit im Osten, wie man nur gehen kann, bevor man von der Erde fällt?«

»Und was liegt so weit im Westen, wie man nur gehen kann, bevor man von der Erde fällt?« Die Sonne wanderte nach Westen, ihrem Untergang entgegen, und der größte Teil Russlands lag westlich von hier, aber das war eigentlich auch schon alles, was Nina wusste. Im Dorf gab es nur einen Lehrer, und der war

beinahe genauso ungebildet wie die Kinder, die er unterrichtete.
»Was liegt denn ganz im Westen?«

»Amerika?«, antwortete Ninas Vater achselzuckend. »Gottlose Teufel. Schlimmer als Stalin. Halte dich bloß fern von denen.«

»Die kriegen mich nie.« Nina trappelte kurz mit den Füßen.
»Leise Sohlen.«

Er prostete ihr zu, nahm einen ordentlichen Schluck Wodka und schenkte ihr, was selten genug vorkam, ein rasierklingendünn-
es Lächeln. Ein guter Tag. Auf gute Tage folgten immer schlimme Tage, aber das machte ihr keine Sorgen, denn sie war flink und leise und furchtlos. Und sie konnte außer Reichweite bleiben.

Bis zu dem Tag, an dem sie sechzehn wurde und ihr Vater versuchte, sie im Baikalsee zu ertränken.

Nina stand inmitten einer klaren, kalten Dämmerung am Ufer. Der See war zu einer dunkelgrünen Glasscheibe gefroren, so klar, dass man tief unten den Grund sehen konnte. Wenn sich die Oberfläche im Laufe des Tages erwärmte, bildeten sich knirschend und krachend Spalten, als ob die Rusalki dort unten Krieg führten. In Ufernähe türmten sich übermannshohe türkisfarbene Eisschollen, die der Wind vor sich hergeschoben hatte. Vor einigen Jahren waren solche gefrorenen Wellen so weit an Land gekrochen, dass sie den Bahnhof in Tanchoi vollständig unter blauem Eis begraben hatten. Nina stand in ihrem abgetragenen Wintermantel da, die Hände tief in den Taschen vergraben, und überlegte, ob sie wohl im nächsten Jahr noch hier sein würde, wenn der See wieder zufror. Sie war jetzt sechzehn Jahre alt. Ihre Schwestern hatten allesamt das Haus verlassen, bevor sie dieses Alter erreichten, die meisten von ihnen mit schwellenden Bäuchen. *Alle gleich, die Markow-Töchter*, flüsterten die Leute im Dorf. *Schlagen alle zum Schlechten aus.*

»Mir doch egal«, sagte Nina laut. »Ich will einfach keinen Babybauch.« Während Nina ruhelos ihre Fußspitzen gegen das Eis stieß, kam ihr Vater, unempfindlich gegen die Kälte, mit nacktem Oberkörper aus der Hütte getorkelt. Schlampig ausgeführte Tätow-

wierungen von Drachen und Schlangen wanden sich auf seinen Armen. Er hatte sich wieder einmal einem seiner Saufexzesse hingegeben, tagelang Wodka in sich hineingekippt und wirres Zeug vor sich hingebrabbelt. Doch jetzt schien er wieder klar zu sein. Er schaute zu Nina herüber, und in seinen Augen lag ein seltsames Funkeln. »Der Alte Mann will dich zurück«, sagte er im Plauderton.

Dann stürzte er sich auf sie. Nina schaffte drei schnelle Sprünge in Richtung Wald, bevor seine riesige Pranke sie an den Haaren packte und zu Boden riss. Sie schlug so hart auf, dass sie ohnmächtig wurde. Als sie wieder zu sich kam, wurde sie bereits auf dem Rücken liegend und mit den Füßen strampelnd hinaus auf das spiegelglatte Eis gezogen.

Zu dieser Jahreszeit war das Eis etwa zwei Meter dick, doch es gab auch dünnere Stellen. Der Dorfschulmeister, der über den See besser Bescheid wusste als über beinahe alles andere, hatte einmal etwas von wärmeren Strömungen gesagt, die sich aus den Tiefen des Grabenbruchs emporwanden und Kanäle in das Eis schmolzen, bis sie an die Oberfläche drangen und Löcher bildeten. Und jetzt zertrte ihr Vater sie zu einem dieser Quelllöcher, ging auf die Knie, zerschlug die dünne Eiskruste und stieß ihren Kopf tief in das eiskalte Wasser.

Angst sprang Nina an, stehend wie spitze Nadeln. Als das dunkle Wasser sie verschluckte, brach das Entsetzen über sie herein. Die Eiseskälte packte zu, und sie sah die bodenlosen Tiefen unter sich, blaugrün und unergründlich. Sie wollte schreien und öffnete den Mund, doch der See stieß die Kälte nur noch tiefer in ihren Schlund, wie eine eiserne Faust.

An der Oberfläche kämpfte ihr Körper verzweifelt gegen den Griff des Vaters an. Seine Hand stieß ihren Kopf immer tiefer und tiefer, doch dann bekam Nina ein Bein frei und trat ihm mit voller Wucht in die Rippen. Fluchend riss er sie hoch, und sie schnappte keuchend nach Luft. Die Kälte bohrte sich wie ein glühendes Messer in ihre Lunge. Ihr Vater stieß unverständliche Flüche

aus, ließ Ninas klitschnasse Haare los, warf sie auf den Rücken und krallte seine Hand um ihre Kehle. »Zurück in den See mit dir«, flüsterte er rau. »Ab nach Hause, du Wasserhexe.«

Wieder geriet ihr Kopf unter Wasser. Diesmal konnte sie durch die vielen Wellen hindurch nach oben sehen, auf den dämmergrauen Himmel hinter ihrem Vater. *Dorthin musst du*, dachte sie, während eine neue Woge der Angst sie überspülte, *einfach dort hinauf*. Ihre Hand fuhr blindlings nach oben ... Doch es war nicht der Himmel, den ihre Fingerspitzen streiften. Es war das aufgeklappte Rasiermesser am Gürtel ihres Vaters.

Sie spürte gar nicht, wie sich ihre Finger darum schlossen. Doch sie sah sich selbst, sah ihre Hand das Rasiermesser packen und in einem wilden Bogen über die Hand ihres Vaters ziehen. Dann war er weg, und Nina tauchte mit einem gellenden Schrei aus dem Wasser auf. Um ein Haar hätte eine scharfe Brucheis-kan- te am Rand des Loches ihre Kehle aufgeschlitzt, aber sie hielt das Rasiermesser fest, und sie war frei.

Keuchend lagen sie zu beiden Seiten des Eislochs. Ihr Vater hielt sich den Handrücken, den Nina beinahe bis auf den Kno- chen aufgeschlitzt hatte. Scharlachrot floss es aus der Wunde und über das Eis. Nina lag zusammengekrümmt, schlotternd vor Kälte und Entsetzen. Schon bildeten sich an ihren Wimpern und Haaren Eiskristalle. Immer noch hielt sie das Rasiermesser auf ihren Vater gerichtet.

»Wenn du mich noch einmal anrührst«, presste sie zwischen klappernden Zähnen hervor, »dann bring ich dich um.«

»Du bist eine Rusalka«, murmelte er, bestürzt von ihrem Wut- ausbruch. »Der See kann dir nichts anhaben.«

Ein heftiger Schauer schüttelte sie. *Ich bin keine Rusalka!*, wollte sie schreien. *Lieber sterbe ich, als jemals wieder zuzulassen, dass mein Kopf unter Wasser gerät*. Doch alles, was sie heraus- brachte, war: »Ich bringe dich um, Papa. Glaub mir.«

Irgendwann gelang es ihr, zur Hütte zurückzustolpern. Dort verriegelte sie die Tür, zog ihre eisverkrusteten Sachen aus, fach-

te das Feuer an und kroch nackt und zitternd unter einen Haufen silbergrauer Robbenpelze. Wäre tiefster Winter gewesen, so dämmerte ihr später, hätte der Kälteschock sie vermutlich umgebracht, doch es ging schon auf den Frühling zu. *Jetzt habe ich meine Angst*, dachte sie. Von diesem Tag an würde sie, Nina Markowa, sich vor nichts mehr fürchten außer dem Tod durch Ertrinken. Alles andere war die Angst nicht wert.

Während Nina schlotternd unter den Fellen lag, das Rasiermesser immer noch in der Hand, und jedes Mal in abgehacktes Schluchzen ausbrach, wenn sie daran dachte, wie das Wasser sich über ihrem Gesicht geschlossen und ihre Nase und ihren Mund mit seinem Eisengeschmack geflutet hatte, schlief ihr Vater im Schuppen seinen Rausch aus.

Raus hier raus hier raus hier, hämmerte es hinter ihren Schläfen. *Aber wohin? Was ist das Gegenteil von einem See? Was ist das Gegenteil von Ertrinken? Was liegt weit im Westen?* Sinnlose Fragen, über denen sie schließlich wegdämmerte. Sie schlief wie eine Tote. Als sie nach Stunden wieder aufwachte, war in ihrem Kopf ein Gedanke, kalt und klar.

Weg hier.

Kapitel 4

JORDAN

*Boston
April 1946*

»Uuund er geht durch! Ein Line Drive, vorbei an Johnny Pesky, der vergeblich versucht ...«

»Garrett«, unterbrach Jordan ihren Freund, während um sie herum aus den Zuschauertribünen im Fenway-Park-Stadion ein Stöhnen aufstieg. »Ich weiß, dass der Line Drive an Johnny Pesky vorbeiging. Ich bin hier und schaue zu, wie der Line Drive an Johnny Pesky vorbeigeht.«

Es war ein herrlicher Frühlingstag. Das Gras auf dem Outfield duftete, die Zuschauer kommentierten aufgeregt das Spiel, Bleistifte kratzten auf Scoresheets. Garrett grinste und gab sein Reportergehebe auf. »Gib's zu, du hast unsere Baseballnachmittage schwer vermisst, als ich in der Ausbildung war.«

Jordan konnte nicht anders, sie musste die Leica auf ihn richten. Mit seinen Grübchen, seinen breiten Schultern und der Red-Sox-Kappe, die schief auf dem kurzen braunen Haar saß, sah Garrett so einladend und typisch amerikanisch aus wie eine Coca-Cola-Werbung. Oder wie ein Werbeposter für die Army. Er hatte sich nach der Hälfte seines letzten Highschooljahrs zum Militär gemeldet, aber der Krieg war zu Ende gewesen, bevor er seine Pilotenausbildung abgeschlossen hatte.

»Natürlich haben mir unsere Baseball-Dates gefehlt«, sagte Jordan leichthin. »Vielleicht nicht so sehr, wie mir während des Krieges Ted Williams als Dritter in der Schlagreihenfolge gefehlt hat, aber ...«

Garrett schnipste eine Erdnussschale in ihren Pferdeschwanz. »Ich wette, ich habe in der Air-Force-Uniform besser ausgesehen als Ted Williams.«

»Oh, unbedingt. Ted Williams war ja auch bei der Marine.«

Der nächste Yankee kam an den Schlag, und Jordan riss die Leica hoch. Erst in der Dunkelkammer würde sie erkennen, ob sie den höchsten Punkt beim Schwung des Schlägers verpasst hatte. Makellostes Timing – das brauchte jeder gute Fotograf für gelungene Actionbilder.

Garrett wühlte in seiner Erdnusstüte. »Kommst du am Sonntag zum Mittagessen? Meine Eltern haben dich eingeladen.«

»Hoffen sie denn nicht, dass du eine Studentin aus Boston mitbringst?«

»Hör auf. Du weißt, wie sehr sie dich mögen.«

Das traf zu, und nicht nur auf sie, sondern – zu Jordans Verblüffung – auch auf Garrett selbst. Sie waren seit der Highschool zusammen, und Jordan hatte sich gleich zu Anfang ihrer Beziehung vorgenommen, nicht allzu unglücklich zu sein, wenn es ihn weiterzog. Jungs gingen nach der Highschool aufs College oder in den Krieg, auf jeden Fall gingen sie weg. Und das war auch in Ordnung so, denn aus Jordans Sicht war es Unsinn, gleich nach dem Schulabschluss den Highschool-Freund zu heiraten (auch wenn Dad noch so oft betonte, wie gut es für *ihn* funktioniert hatte). Nein, Garrett Byrne würde irgendwann ein anderes Mädchen kennenlernen, und Jordan würde ein Weilchen traurig sein, aber dann würde sie stolz den Kopf zurückwerfen, sich die Leica um den Hals hängen und nach Europa gehen, um dort in Krisengebieten zu fotografieren und sich in heiße Affären mit Franzosen zu stürzen.

Aber Garrett war nicht weitergezogen. Er war zurückgekommen und hatte sich wie vor dem Krieg mit ihr zum Baseball verabredet und sie zum Mittagessen zu seinen Eltern eingeladen, die Jordan genauso glücklich anstrahlten, wie Dad Garrett anstrahlte. Durch das immense Gewicht der elterlichen Erwartungen war alles so verbindlich geworden, so unverrückbar, und eine Reise

durch Europa, auf der sie für *LIFE* europäische Krisengebiete durchstreifte, erschien ihr mittlerweile ungefähr so wahrscheinlich wie eine Reise zum Mond.

»Komm schon.« Garrett schlang den Arm um ihre Hüfte und knabberte auf eine Art an ihrem Ohr, dass ihr die Knie weich wurden. »Essen am Sonntag. Anschließend könnten wir irgendwo hinfahren und parken ...«

»Ich kann nicht«, unterbrach ihn Jordan mit Bedauern in der Stimme. »Gottesdienst mit Dad und Mrs Weber.«

»Dann muss es was Ernstes sein«, grinste Garrett. »Und, wie ist das *Fräulein* von deinem Vater so?«

»Sie ist sehr nett.« Inzwischen hatte ein zweites Essen stattgefunden, diesmal in Anneliese Webers winziger, blitzsauberer Wohnung; sie hatte ihre Besucher herzlich empfangen und ihnen Schnitzel und einen selbstgebackenen, in Rum getränkten österreichischen Kuchen mit rosaroter Glasur vorgesetzt. Dad war sichtlich gerührt, als Anneliese ihm das Essen servierte, und Jordan war schon regelrecht vernarrt in die kleine Ruth, die mit ihrem leisen Stimmchen fragte, wie es dem *Hund* ging. Es war alles ganz wunderbar verlaufen.

Und dennoch musste Jordan aus irgendeinem Grund immer wieder an das Bild denken, auf dem Anneliese Weber durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Licht und Kamerawinkel ungefähr so warmherzig aussah wie ein Rasiermesser.

»Sie ist sehr nett«, wiederholte sie. Die Sox verloren 2:4, und Jordan und Garrett schoben sich mit der Menge der Fans aus dem Stadion. »Kommst du mit mir zum Laden? Ich habe Dad versprochen, dass ich vorbeischaue.«

Hand in Hand bahnten sie sich einen Weg durch die Zuschauermassen und bogen bald darauf in die Commonwealth Avenue ein. Nach einem viel zu langen Winter war es über Nacht Frühling geworden. Ganz Boston schien die warmen Mäntel abgelegt zu haben und ins Freie zu strömen, die Menschen wandten ihre winterbleichen Gesichter der Sonne zu, wie trunken von der plötz-

lichen Wärme. Deshalb mochte Jordan diese Stadt so – die Bewohner von Boston waren miteinander verbunden, wie das sonst eher in Kleinstädten der Fall war. Jeder schien jeden zu kennen, seine Geschichten und seine Geheimnisse ... Bei diesem Gedanken runzelte Jordan unwillkürlich die Stirn.

»Ich wünschte, ich wüsste mehr über sie«, brach es aus ihr heraus.

»Wen?« Garrett hatte gerade von seinem Geschichtsprofessor erzählt, der eine Notenanpassung nicht einmal in Betracht ziehen wollte.

»Mrs Weber.« Jordan befestigte den Riemen ihrer Leica und wünschte sich, sie hätte den Mund gehalten.

»Was willst du denn wissen?«, fragte Garrett sachlich. Sie passierten das Hotel Vendome, und Jordan, die ihren Gedanken nachhing, wäre fast vor ein Chevrolet-Coupé gelaufen. Garrett hielt sie am Arm zurück. »Vorsicht!«

»Du sagst es«, pflichtete Jordan ihm bei. »Sie ist vorsichtig. Sie gibt nicht viel von sich preis.«

»Hat dein Dad ernste Absichten?« Garrett zog spielerisch an Jordans Pferdeschwanz. »Vielleicht ist das dein Problem.«

»Ich bin nicht eifersüchtig!«, fuhr Jordan auf. Dann lenkte sie ein. »Na gut, ein ganz kleines bisschen vielleicht schon. Aber ich will, dass Dad glücklich ist. Und Mrs Weber tut ihm gut. Das sehe ich. Ich will nur ... ich wüsste nur gern mehr über sie.«

»Warum fragst du sie dann nicht?«

McBride's Antiques befand sich an der Ecke Newbury und Clarendon. Ausgetretene Steinstufen führten zu einer Tür mit einem altherwürdigen Bronzeklopfer, und über das breite Schaufenster zogen sich verblichene Goldbuchstaben. Jordan warf einen kritischen Blick auf die Auslagen, aus denen die mit Quasten verzierten Lampenschirme und viktorianischen Hutständer verschwunden waren. Neuerdings stand da eine Schneiderpuppe in einem Brautkleid aus Brüsseler Spitze, unter der auf einem Samttablett

antike Ringe funkelten. Sie stieg vor Garrett die Treppe hoch. Ein Glöckchen klingelte leise, als sie die Tür aufstieß. Sie war nicht besonders überrascht, als sie Dad vor der Verkaufstheke stehen sah, neben sich Anneliese Weber, deren Hand er mit einem gewissen Besitzerstolz hielt. »Ich habe wunderbare Neuigkeiten, Missy!«

Ein Wirrwarr an Gefühlen stieg in Jordan auf – ihr Herz hüpfte vor Freude, als sie den Granatring an der Hand der österreichischen Witwe erblickte und bemerkte, wie glücklich ihr Vater aussah, weil er ihn ihr hatte anstecken dürfen. Und gleichzeitig krampfte ihr Magen sich zusammen, als sie auf ihre zukünftige Stiefmutter zutrat, um sie mit einer Umarmung zu beglückwünschen.

Frag sie doch einfach, hatte Garrett geraten. Zwei Tage später bekam Jordan ihre Chance, als Mrs Weber sie einlud, mit ihr das Hochzeitskleid kaufen zu gehen. Seite an Seite spazierten sie die Newbury Street hinunter, und Jordan überlegte immer noch, wie sie das Thema am besten unverfänglich anschneiden könnte, als Mrs Weber den Stier bei den Hörnern packte.

»Jordan, du glaubst hoffentlich nicht, dass du mich jetzt anders ansprechen musst ... *Mutti* käme sicher nicht infrage, in deinem Fall wäre es wohl eher *Mutter* oder *Mama*.« Sie lächelte über Jordans verdutzten Gesichtsausdruck. »In deinem Alter wäre das albern.«

»Ein wenig.«

»Ja, und du musst mich weder so noch so nennen. Ich will nicht den Platz deiner Mutter einnehmen. Dein Vater hat mir von ihr erzählt, sie muss eine wunderbare Frau gewesen sein.«

»Ich erinnere mich kaum an sie.« Jordan hätte sich gern an mehr erinnert. Sie sah aus dem Augenwinkel zu Anneliese hinüber, die in ihrem blauen Frühlingsmantel trotz ihrer hohen Absätze fast lautlos über den Bürgersteig glitt, in den behandschuhten Fingern die schmale Handtasche. Neben ihr kam sich Jordan klobig und unbeholfen vor, und ohne ihre Kamera geradezu nackt.

»Wie wäre es, wenn wir zu *Priscilla of Boston* gehen?«, schlug Anneliese vor. »Gewöhnlich schneidere ich mir meine Kleider selbst, aber für eine Hochzeit braucht man etwas Besonderes. Ich weiß nicht, ob dein Vater mit dir über unsere Pläne gesprochen hat, Männer können so unpräzise sein, wenn es um Details geht. Wir dachten an eine ruhige Feier tagsüber, in drei Wochen, nur wir vier in der Kapelle und ein paar Freunde deines Vaters.«

»Und von deiner Seite?«

»Niemand. Ich bin noch nicht lange genug in Boston für Freundinnen.«

»Nicht einmal eine Nachbarin oder jemand aus dem Kosmetiksalon, oder eine andere Mutter aus dem Park?«

»Es fällt mir schwer, mit Fremden ins Gespräch zu kommen.« Ein zaghaftes Lächeln. »Ich hatte gehofft, du wirst meine Trauzeugin?«

»Natürlich.« Doch ganz zufriedengestellt war Jordan nicht. *Seit Monaten in Boston, und du hast nicht eine einzige Bekanntschaft geschlossen?*

»Dein Vater und ich haben uns für die Hochzeitsreise ein Wochenende in Concord überlegt«, fuhr Anneliese fort. »Wenn du solange auf Ruth aufpassen könntest?«

»Natürlich.« Diesmal musste sich Jordan nicht zum Lächeln zwingen. »Ruth ist mir schon ans Herz gewachsen.«

»Diese Wirkung hat sie auf die Menschen«, stimmte Anneliese zu.

Jordan holte tief Luft. »Hat sie das schöne Haar von ihrem Vater?«

Stille. »Ja.«

»Und wie war sein Name noch mal? Kurt?«

»Ja. Welche Farbe hättest du am liebsten für dein Kleid?« Anneliese schlüpfte durch die Drehtür der Boutique, ließ elfenbeinfarbene Brautkleider und geblümete Brautjungferkleider links liegen, scheuchte mit einer Handbewegung Verkäuferinnen davon. »Dieses Blau? Es passt wunderbar zu deinem Teint.«

Sie legte die Handschuhe ab, um den Stoff zwischen den Fingern zu reiben, und Jordan betrachtete ihre Hände, die bis auf Dads Granatring nackt waren.

»Du könntest doch auch deinen alten Ring tragen.«

Anneliese starrte sie verblüfft an. »Was?«

»Dad hätte sicher nichts dagegen, wenn du auch zukünftig deinen Ehering trägst.«

»Von Kurt habe ich nie einen Ehering bekommen.«

»Ist das in Österreich nicht üblich?«

»Doch, das ist ... er ...« Anneliese verlor für einen Moment ihre Souveränität. »Wir waren ziemlich arm, musst du wissen.«

Oder du hast gelogen und warst gar nicht verheiratet, dachte Jordan. *Vielleicht ist das nicht deine einzige Lüge.*

Die mahnende Stimme ihres Vaters meldete sich zu Wort – *wilde Geschichten!* –, und Jordan zwang sich, ihre Aufmerksamkeit auf das schlichte hellblaue Kleid mit dem schwingenden Rock zu richten. »Ich glaube, du hast recht damit. Ruth würde in Blau auch hübsch aussehen, die Farbe passt zu ihren dunklen Augen. Die meisten blonden Menschen haben blaue Augen wie du. Sie muss ihre Augen auch von ihrem Vater haben.«

»Ja.« Anneliese, wieder ganz gefasst, befühlte die Ärmel eines zartrosa Kostüms.

»Auf jeden Fall sieht es sehr apart aus.« Jordan dachte scharf nach, in welche Richtung sie das Gespräch als Nächstes lenken könnte. Sie interessierte sich schließlich nicht nur für Ruth oder Annelieses ersten Mann, sondern auch für alles andere, was Dads Zukünftige betraf. Doch der Ehering ließ ihr keine Ruhe, deshalb hakte sie noch einmal nach. »Hat Ruth ihren Vater gekannt, oder ...?«

»Nein, sie erinnert sich nicht an ihn. Er hat übrigens sehr gut ausgesehen. Genau wie dein Verehrer. Würdest du Garrett gern zur Hochzeit einladen?«

»Er wird Seminare an der Uni haben, wenn ihr tagsüber heiratet. Seine Eltern wollen, dass er Ingenieur wird, aber er selbst

will am liebsten nur noch Flugzeuge fliegen. Garrett war nie an Kampfhandlungen beteiligt. Der Krieg war zu Ende, bevor er seine Grundausbildung abgeschlossen hatte. War dein Mann im Krieg?»

»Ja.« Anneliese nahm einen cremefarbenen Strohhut in die Hand und betrachtete prüfend das blaue Band. Jordan erkundigte sich nach ihrer Familie, aber sie schien die Frage nicht zu hören. »Hast du vor, nach deinem Abschluss aufs College zu gehen, so wie Garrett?«, fragte sie stattdessen.

Jordan riss überrascht die Augen auf. »Äh ... das würde ich gern, aber Dad hält nichts davon. Weil wir einen Familienbetrieb führen, hält er ein Studium nicht für notwendig.« Schon gar nicht für ein Mädchen. »Er selbst hat nicht studiert und immer betont, dass er das nie bedauert hat.«

»Das glaube ich ihm. Aber du musst deinen eigenen Weg gehen, wie jeder junge Mensch. Wir könnten doch versuchen, ihn umzustimmen, du und ich. Auch die nettesten Männer brauchen zuweilen eine lenkende Hand.«

Anneliese zwinkerte Jordan verschwörerisch zu und setzte ihr den Strohhut auf. »Das sieht sehr hübsch aus. Willst du das Kleid nicht anprobieren? Für mich könnte dieses zartrosa Kostüm etwas sein ...«

Jordan ließ sich ablenken und schlüpfte in eine Umkleidekabine. Anfangs hatte sie die potentielle Stiefmutter als Heilmittel gegen Dads Einsamkeit betrachtet und dann, weil sie so wenig über die Frau wusste, die in ihrem Leben Einzug gehalten hatte, als Verursacherin eines mulmigen Gefühls. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, dass eine Stiefmutter auch eine Verbündete sein konnte. *Wir könnten doch versuchen, ihn umzustimmen, du und ich.* Lächelnd betrachtete sich Jordan in dem blauen Kleid, freute sich über die schmale Taille und den weiten Rock und zog den Reißverschluss zu. Nebenan, wo Anneliese sich umzog, raschelte Stoff. *Hast du das ernst gemeint?*, fragte sie sich mit vorsichtiger Hoffnung. *Oder hast du nur versucht, mich von meinen Fragen abzubringen?*

»Sehr schön«, sagte Anneliese anerkennend, als Jordan herauskam. »Eine Pfirsichhaut, rosig und frisch, wie man sie nur in Amerika findet.«

»Du siehst aber auch wunderschön aus«, entgegnete Jordan freimütig. Schmal und elegant drehte sich Anneliese in ihrem zartrosa Kostüm vor dem dreiteiligen Spiegel nach rechts und links. Eine Assistentin flatterte mit Stecknadeln um sie herum, und Jordan trat auf Anneliese zu und zog einen Ärmel gerade. »Würdest du wirklich bei Dad für mich ein gutes Wort einlegen, damit er es sich mit der Uni noch mal anders überlegt? Die meisten Leute finden meinen Wunsch albern, wo doch ein netter Freund und eine Stelle im Laden auf mich warten.«

»Unsinn.« Anneliese strich die Kostümjacke über der Taille glatt. »Kluge Mädchen wie dich – hier noch ein Abnäher? – sollte man ermutigen, mehr zu wollen, nicht weniger.«

»War das bei dir so, in meinem Alter?« Doch bevor Anneliese antworten konnte, platzte Jordan schon mit der nächsten Frage heraus. »Du hast gesagt, du hast studiert. Wo war das?«

Ihre Blicke trafen sich im Spiegel. »Du traust mir nicht recht über den Weg, Jordan«, stellte Anneliese mit ihrem kaum wahrnehmbaren Akzent fest. »Nein, streite es nicht ab. Es ist in Ordnung. Du liebst deinen Vater, du willst das Beste für ihn. Das will ich auch.«

»Es ist nicht so, dass ich ...« Jordan spürte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. *Warum musst du den Dingen immer auf den Grund gehen?*, schalt sie sich. *Warum kannst du nicht einfach Kulлераugen machen und mit Freudenschreien durch das Brautmodengeschäft hüpfen wie ein normales Mädchen?* »Ich misstraue dir nicht, es ist nur so, dass ich dich nicht kenne und ...«

Anneliese wartete, bis Jordan beschämt verstummte. »Mich kann man nicht leicht kennenlernen«, sagte sie dann. »Der Krieg war schwer für mich. Ich rede nicht gern darüber. Und wir Deutschen sind selbst in guten Zeiten zurückhaltender als Amerikaner.«

»Ich dachte, du wärst Österreicherin«, entfuhr es Jordan.

»Das bin ich.« Anneliese vollführte eine kleine Drehung, um im Spiegel den Rocksaum zu begutachten. »Aber ich bin als junges Mädchen nach Heidelberg gegangen – an die Universität, um deine Frage zu beantworten. Ich habe dort Englisch studiert und meinen Mann kennengelernt.« Sie lächelte. »Jetzt weißt du etwas mehr über mich. Wie wäre es, wenn wir die beiden Kleider bezahlen und dann nach etwas für Ruth suchen? Nicht weit von hier gibt es ein Geschäft für Kinderbekleidung.«

Jordans Wangen glühten immer noch vor Scham, als sie mit Paketen beladen das Geschäft verließen, aber Anneliese schien ihr nicht zu grollen. Sie schwang heiter die Handtasche und hielt ihr Gesicht in die frische Brise.

»Jagdwetter, hätte mein früherer Mann gesagt«, bemerkte sie gedankenverloren. »Ich bin keine gute Jägerin, aber an Tagen wie diesem bin ich immer gern in den Wald gegangen. Die Frühlingsluft trägt einem alle Gerüche aus dem Wald direkt an die Nase ...«

Jordan fragte sich, was mit ihrem Magen los war. Er verkrampfte sich schon wieder, obwohl Anneliese doch ausgesprochen munter plauderte. Aber der Knoten in ihrem Bauch ließ sich nicht ignorieren, und sie hätte zu gern gewusst, was der Grund dafür war.